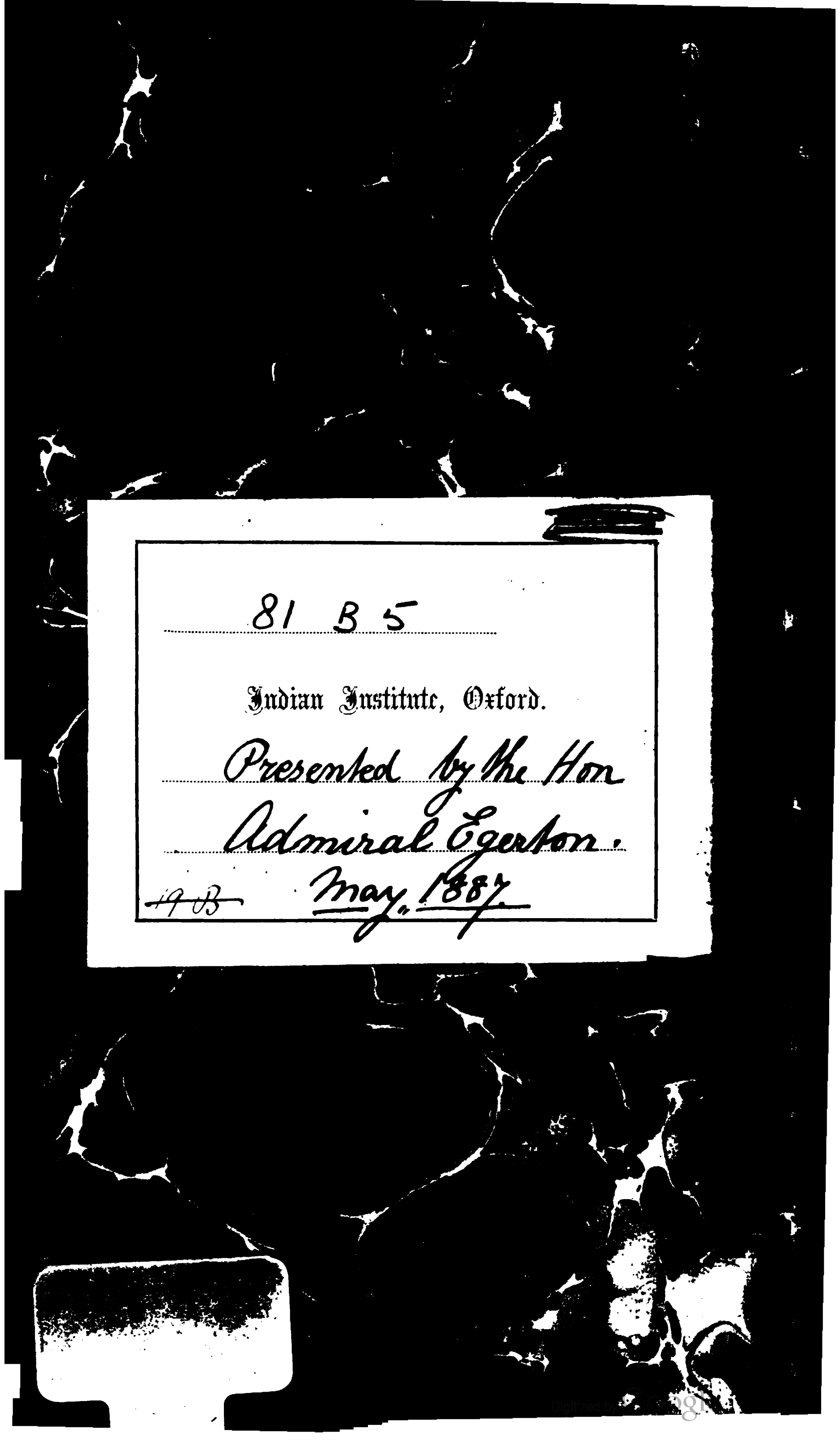

81 B 5
Indian Institute, Oxford.
Presented by the Hon
Admiral Egerton.
19 B
May, 1887.



# Paläographie

als

# Mittel für die Sprachforschung

zunächst

am Sanskrit nachgewiesen

von


**Dr. RICHARD LEPSIUS,**

ausserordentlicher Professor zu Berlin.




*Zweite unveränderte Ausgabe.*


**Leipzig, 1842**

bei Georg Wigand.

Den Herren

Jacob und Wilhelm Grimm,

seinen verehrten Lehrern,

in dankbarer Erinnerung

gewidmet

von

dem Verfasser.

1. Was Jac. Grimm auf der ersten Seite seiner deutschen Grammatik sagt, dafs „das Zerfallen „der Runenschrift in grundverwandte jedoch eigen„thümlich gestaltete und nicht wohl aus einander her„zuführende Arten, wie bei der Sprache selbst, auf „einen weit feinern lebendigern Organismus und auf „ein höheres Alter derselben deute, als man bei der „mechanischen Erklärungsweise folgern dürfte, nach „welcher man sie theilweiser Ähnlichkeit wegen aus „dem lateinischen oder griechischen Alphabet herlei„ten wolle," wird sich wie schon so viele seiner auf deutschem Grund und Boden gefundenen Sätze in immer weitern Kreisen bestätigen und wie diese Zeugnifs ablegen für die wahre Unbefangenheit seiner Forschung.

Wie man schon seit geraumer Zeit wohl den Zusammenhang der verschiedenen Sprachen wahrnahm, aber immer nur die einfache Dimension der Abstammung zu erkennen glaubte, bis die Wissenschaft unserer Zeit sich immer bestimmter dafür entschied, vielmehr ein schwesterliches Verhältnifs der uns bekannten Sprachstämme anzunehmen: so hat man auch schon lange die Verwandtschaft der verschiedenen Alphabete wahrgenommen, begnügt sich aber noch im-

mer den bekannten Sagen im strengsten Sinne Glauben zu schenken, dafs die Griechen ihre Schrift von den Phöniziern, die Römer und Etrusker von den Griechen, die Osker und Umbrer von den Etruskern, die Gothen und Slaven von Griechen und Römern, etc. wie eine Handelswaare erhalten haben. Man läfst sich von dieser Meinung durch die Wahrnehmung nicht abbringen, dafs alle Alphabete, die wir kennen, mit einer wunderbaren Genauigkeit die wesentlichen Elemente ihrer Sprache von den unwesentlichen zu scheiden und darzustellen wissen, weil man meistens diese Wahrnehmung noch nicht gemacht hat, sondern meint, es wäre nichts leichter, als eine Sprache in ihre grammatischen Laute zu zerlegen und diese mit gewissen verständlichen Lettern zu bezeichnen. Freilich wird es uns, die wir von Kindesbeinen an gewöhnt sind, unsere Worte aus Buchstaben zusammenzubauen, schwer uns vorzustellen, was dem Chinesen sein Wort ohne Buchstaben ist, und wie einem jeden Volke, welches noch keine Schrift kennt, seine Worte wie unzertrennliche Lautkomplexe erscheinen müssen. Es würde sich ohne Zweifel heutzutage jedermann verwundern, wenn er die Frage hörte, wenn und von wem denn eigentlich die Sprache erfunden sein möchte, aber von Erfindung der Schrift hört man noch oft und in vollem Ernste reden; ja man betrachtet sie wohl als eine frühe Vorläuferin der Buchdruckerkunst.

2. Alle Schrift ist aus Bilderschrift hervorgegangen, wie alle Sprache aus an sich bedeutsamen

Empfindungslauten; und da es im Grunde derselbe Akt ist, den Baum, das Thier wie der Ägypter oder Chinese aufs Papier und auf den Stein zu zeichnen, oder wie der Wilde in den Sand oder durch Geste in die Luft zu beschreiben, so ist der Schrift in allgemeinster Bedeutung kein jüngeres Alter als der Sprache selbst zuzumessen. Sie schreitet immer wie die Sprache fort, und ob sie gleich wegen der beschwerlicheren und sekundären Anwendung immer einen Schritt hinter ihr zurückbleibt, so ist sie doch im Ganzen zu allen Zeiten dasselbe für das Auge, was die Sprache fürs Ohr. Nur durch eigne organische Entwickelung in der Zeit, nicht durch eine glückliche Entdeckung konnten sich so vollkommene Alphabete für die Sprachen ausbilden, wie sich nur durch eigne organische Entwickelung in der Zeit eine so vollkommene Grammatik für sie bilden konnte. Wir finden bei den Chinesen die Grammatik ebenso unvollkommen wie die Schrift, und schon aus dem Gebrauche der Hieroglyphen möchte ich der Ägyptischen Sprache eine ähnliche Unvollkommenheit wie der Chinesischen zuschreiben. Freilich wird auch die vollkommenste Sprache nie vollkommen den Gedanken und die vollkommenste Schrift nie vollkommen die Sprache wiedergeben können; aber man verkenne nur ihr wahres Verhältniſs nicht und halte die Schrift nicht für gehaltloser und organischem Leben entfremdeter als sie wirklich ist.

Es soll hier keineswegs geleugnet werden, daſs nicht wirklich die Schrift eines Volkes ihrem wesent-

lichen Theile nach auf ein anderes hätte übergehen können; wir sehen ja dasselbe Faktum bei den Sprachen selbst, die sich schon öfters über Stämme ganz verschiedener Abkunft verbreitet haben, und besonders finden wir Schriftwanderung gern im Gefolge religiöser Einwirkungen. So hat ja die Einführung des Christenthums fast über ganz Europa die lateinische Schrift verbreitet und aus Ungarn, Böhmen die slavische Schrift, aus dem Norden und Westen die Runenschrift verdrängt; aber je höher wir in der Geschichte zurückgehen, je lebendiger wir noch den sinnlichen Organismus in Schrift und Sprache eines Volkes finden, um so sicherer dürfen wir auch auf einen organischen Ursprung beider schliefsen. Wenigstens ist es unter so ungewöhnlichen und dem Alterthume gerade entgegengesetzten Verhältnissen, wie das Christenthum die Völker ergriff, weit glaublicher, dafs Ulphilas zum erstenmal Gothische und Cyrillus Slavische Wörter in ihren Bibelübersetzungen in Buchstaben zerlegt und schriftfähig gemacht haben, als dafs der fabelhafte Cadmus nach Griechenland oder Evander nach Italien auf gleiche Weise die Schrift gebracht hätten, wodurch, wie eben gesagt, die deutliche Verwandtschaft mit den Semitischen Alphabeten keineswegs geleugnet werden soll.

3. Aus der Überzeugung, dafs die Schrift so gut wie die Sprache ein sinnliches Kleid des Gedankens ist, und folglich wie die Sprache und jeder andere Naturkörper nothwendigen organischen Gesetzen folgt, geht unmittelbar ein zweiter Satz hervor, den ich vor

kurzem in einer Abhandlung über die Eugubinischen Tafeln auf die Umbrische Schrift, wie ich glaube, nicht ohne Vortheil angewendet habe, und welcher sich auch aus den folgenden Untersuchungen klar herausstellen wird, dafs nämlich nie ein Buchstabe geschrieben wurde, der nicht wirklich einmal so ausgesprochen worden wäre, dafs aber auch kein Volk ein so unvollkommenes Alphabet hatte, dafs es wesentliche Verschiedenheiten der Aussprache nicht bezeichnet hätte.

Man würde mit dieser Überzeugung nicht soviel darüber gestritten haben, ob die Griechen *αι* wie *ai* oder *ä* ausgesprochen, sondern nur untersucht haben, wann die Griechen aufhörten *ai* zu sprechen und es mit *ä* zu vertauschen. Man würde sich weniger gegen die Erasmische Aussprache, die jetzt mit Recht wohl meist aufgenommen ist, obgleich sie auch ihre Inconsequenzen hat, gestemmt, und es denen, die sich mit einer Aussprache nicht hätten begnügen wollen, überlassen haben, den Homer erasmisch, das neue Testament, oder wohl auch Plato und Aristoteles reuchlinisch zu lesen. Je weniger ein Volk litterat ist, desto leichter geht noch die Schrift der Sprache nach. In Rom sprach und schrieb man früher *Romaï*, sprach und schrieb später *Romaë* (mit kurzem nachschlagendem *e*, vgl. Conr. Schneider Gr. Lat. I, 1, p. 50). Hier blieb aber die Schrift stehen; sie war schon zu allgemein und deshalb starr und conventionell geworden; die Sprache ging weiter, warf *e* weg und lautete *a* zu *è*

um. In dem weniger litteraten Mittelalter holte aber auch hierin die Schrift die Sprache ein und man schrieb allgemein *que*, *mense*, *Rome* statt *quae*, *mensae*, *Romae*. In den Romanischen Sprachen, im Englischen, Neugriechischen, Neuhochdeutschen (*sch*, *ie* u. a.) liegt die Sache durch Vergleichung mit den früheren Sprachen klar da; ebenso sträubt man sich nicht, zuzugeben, dafs in Griechenland φ früher wie π ausgesprochen und ΠΗ geschrieben wurde, dafs man in Athen ξ und ψ wie χσ und φσ sprach, weil man es so geschrieben findet; aber ebenso mufs man sich auch eingestehn, dafs wenn wir einmal die alte Aussprache vorziehen wollen, wir fälschlich *ει* wie *ai*, *ευ* wie *aü*, *ου* wie *u* u. a. aussprechen, und überhaupt zugeben, dafs uns die einzelnen Zeichen des Wortes nicht allemal die Aussprache der Zeit, wo es geschrieben wurde, wohl aber die Aussprache früherer Zeit, und zwar derjenigen, wo die Schrift durch häufigeren Gebrauch zuerst anfing fest und starr zu werden, mit der strengsten Sicherheit nachweisen und uns so in allen Fällen in der Geschichte der Sprache höher hinauf führen, als das Wort selbst, wie es später gesprochen wurde.

4. In den einzelnen Buchstabenzeichen etwa das ursprüngliche Bild selbst wieder aufzusuchen, wie es Hr. Prof. Ewald in seiner vortrefflichen Hebräischen Grammatik bei den Hebräischen Buchstaben versucht, halte ich immer für sehr mifslich, obgleich uns die Namen dieser Buchstaben selbst, die so gut wie bei den Runen unzweifelhaft in der Bilderschrift gegründet sind, dazu aufzufordern scheinen; ja dieses Auf-

suchen der Ähnlichkeit zwischen Zeichen und Namen ist nicht einmal erspriefslich, wie der Verfasser selbst sich gar nicht verhehlt hat, indem er kein einziges Resultat für die Sprache daraus gezogen hat und die Vergleichungen selbst mehr als durch sich selbst unterhaltend geben will. Wir sehen nur in diesem Faktum ein Festhalten am Alterthümlichen, was wir im Hebräischen überhaupt vielfach bemerken können und welches uns nöthigt, auch im Folgenden das Hebräische immer im Auge zu behalten, da es uns über Schriftanwendung im allgemeinen oft wichtige Aufschlüsse giebt.

5. Zu den im Hebräischen selbst bis in die jüngsten Zeiten festgehaltenen Alterthümlichkeiten gehört auch die Richtung der Schrift von der Rechten zur Linken. Die Griechen hatten früher diese Richtung auch, wie ursprünglich wohl alle verwandten Völker, haben sie aber zeitig verlassen. Im Zend, welches dem Sanskrit so nahe steht, dafs man es jetzt allein durch Hülfe desselben verstehen lernt, finden wir noch die alte Richtung. Das Sanskrit selbst, welches uns keineswegs durch ein steifes Festhalten am Alterthümlichen, sondern durch die reinste und so zu sagen schnurgerade Fortbildung des ursprünglich allen verwandten Sprachen zum Grunde liegenden Keims und defshalb durch eine in den andern Sprachen verlorengegangene Durchsichtigkeit bis zu den ersten Wurzeln in Verwunderung setzt, hat in seinem freieren Bildungsgange die alte Richtung der Schrift verlassen, doch aber auch in diesem Punkte noch deutliche

Spuren jener früheren Bildungsstufe bewahrt. (Vgl. unten §. 32. 33. 38.).

6. Wenn man Sanskritschrift mit Griechischer, Lateinischer, Gothischer, Slavischer Schrift auf der einen, mit Hebräischer, Phönizischer, Zend-Schrift auf der andern Seite flüchtig vergleicht, so wird niemand, der nicht schon Kenntnifs vom Sanskrit hat, anstehen, die Sanskritschrift zur Hebräischen und Phönizischen zu ordnen und es von der Rechten zur Linken lesen wollen. Das kommt daher, weil mit wenigen Ausnahmen alle Sanskritbuchstaben gewissermafsen einen Rahmen haben (ा), der sich nach der linken Seite öffnet und in welchem sich folglich ganz natürlich das eigentliche Schriftzeichen selbst nach der Linken wendet; gleichermafsen wenden sich die Vokalzeichen इ, *i*; ई, *î*; उ, *u*; ऊ, *û*; der Guttural ङ, *nga* und der Lingual ड, *da* offenbar nach der Linken, und die einzigen Ausnahmen sind die Diphthonge ए, *ê* und ऐ, *ai*, die drei Linguale ट, *ṭa*; ठ, *ṭʿa*; ढ, *ḍʿa*, der Dental द, *da* (1), die Aspiration ह, *ha*, der Semivokal र, *ra* und ihrem zweiten Bestandtheile nach die Vokale ऋ, *ṛ*; ॠ, *ṝ*; ऌ, *lṛ*; ॡ, *lṝ*; alle übrigen 29 Buchstabenzeichen haben den genannten Rahmen und wenden sich daher nach der Linken (2). Schon nach dieser flüchtigen Beobachtung liegt es sehr nahe, an eine früher umgekehrte Richtung der Schrift zu

---

(1) Über den auffallenden Wechsel des lingualen und dentalen *da* habe ich noch keine Erklärung finden können.

(2) Hierher gehören auch ध *dʿa* und भ *bʿa*, neben denen sich auch श und ञ findet.

denken. Die Griechen und andere Völker kehrten bei dem Wechsel der Richtung jeden einzelnen Buchstaben um, und wenn man früher ƧƎTAꟼꓘOMꟼƎH schrieb, so schrieb man später HEPMOKPATEΣ. Anders die Indier, welche den einzelnen Buchstaben ihre Richtung liefsen, nachdem sie einmal in diesen Rahmen eingeschlossen waren und nur ihre Ordnung umkehrten. Dagegen bildete man später hinzugekommene Buchstaben, wie die Lingualen nach der nun üblich gewordenen Richtung von der Linken zur Rechten, so wie es auch der Beachtung werth ist, dafs jene angeführten von der Linken zur Rechten gebildeten Buchstaben auch sämmtlich den vertikalen Strich zur Rechten nicht angenommen haben, und sich also doppelt von den links gewendeten Buchstaben unterscheiden, die ihn aufser den Vokalen *i* und *u* sämmtlich haben.

7. Dies giebt uns zunächst die Veranlassung, die Aspiration ह, *ha*, welche dieses doppelte Unterscheidungszeichen trägt, auch im Sanskrit, wie in den verwandten Sprachen, für nicht ursprünglich zu halten. Der Griechische *spiritus asper* ist durchgängig aus ursprünglichem *s* entstanden, s. *saptan*, l. *septem*, g. *sibun*, gr. ἕπτα; s. *sad*, l. *sedere*, g. *sitan*, gr. ἕδος; *serpo*, ἕρπω; *sus*, ὗς; u. v. a.; doch hat er sich nur im Anlaut erhalten. Nur Dialekte gehen noch weiter und sprechen μῶἁ statt μοῦσα. Im Zend ist fast durchgängig 𐬵 *h*, aus *s* entstanden, auch in der Mitte der Wörter und vor Consonanten, worin es also noch weiter als die Griechischen Dialekte geht. Das Rö-

mische *h* ist meist aus Gutturalen entstanden, wie *hortus*, χορτός, g. *gards*; *humi*, χαμαί; *homo*, g. *gomo* u. a. (s. Grimm Gr. I. p. 588.) worin es auch oft zurückkehrt, *veho*, *vec-si*, *vec-tum*; *traho*, *trac-si*; oft ist es aus früherem *f* entstanden, welches sich in Italischen Dialekten noch erhalten hatte, besonders im Sabinischen, aber freilich selbst erst aus Gutturalen erwachsen scheint, *hircus*, *fircus*; *harena*, *fasena*; *hostis*, *fostis*, g. *gasts*, u. a.; und wo es im Lateinischen sich noch erhalten hatte, ist es im Spanischen gröſstentheils in *h* übergegangen (s. Schneider Gr. Lat. I, 1. p. 195.). Ebenso hat sich das Gothische *h* aus Gutturalen erweicht, s. Grimm l. l.: *haupit*, *caput*, κεφα-λή, etc. und Bopp Vgl. Gr. p. 81. Im Sanskrit ist es meist das palatine oder ursprünglich auch gutturale *ś*, dem es entspricht, *daśan* (δέκα, *decem*), g. *taihun*; *śvaśura* (ἑκυρός, *socer*), g. *svaihra*, u. a. Im Sanskrit finden wir nun aber selbst *h* meist mit Gutturalen oder Palatinen wechseln, die wieder hervortreten, wenn *h* durch die Stellung im Worte nicht vertragen wird (s. Bopp Vgl. Gr. p. 22.), z. B. in der Reduplikation, *hâ* (*relinquere*), *ǵa-hâmi* (*relinquo*); *hvê* (*vocare*), *ǵu-hâva* u. a.; daher entsprechen im Griechischen meist Gutturale, *hima* (*hiems*), χειμών; *hansa* (*ânser*[1], *gans*), χήν; *hjas* (*heri*), χθές u. a.

---

(1) Es finden sich früh Spuren, daſs das Lateinische ein ursprüngliches *h* abwirft, vgl. *harena, arena; have, ave; hordeum, ordeum; hedera, edera* u. a. In den Romanischen Sprachen ist diese Neigung ganz durchgedrungen.

s. Bopp l. l.: oder auch es ist von den Aspiraten anderer Klassen übrig geblieben; von $b^{c}$ in der Wurzel *grah* (in den Vêdas: *grab*$^{c}$ s. Bopp Vgl. Gr. p. 23., vgl. Gr. r. 104.), besonders aber von $d^{c}$, z. B. in *han* (*occidere*), wo wieder das Griechische θάνω den ursprünglichen Laut fester gehalten hat, wie *hu* (*sacrificare*), gr. θύω. Ebenso ist die Plur. Endung *-mahi* im âtmanêp. aus *-mad*$^{c}$*i*, gr. -μεθα geschwächt, (s. Bopp Gr. p. 146.) und die Imperativendung *-hi*, gr. δίδο-θι aus *d*$^{c}$*i*, welches sich in den Vêdas und sonst nur nach Consonanten (Bopp Gr. §. 315.) noch findet. Diese durchgängige Analogie läſst mich vermuthen, daſs man auch im Sanskrit das Verhältniſs anders anzusehen habe, als es H. Pr. Bopp in der Vgl. Gr. p. 22. thut, welcher nicht die Gutturale in *h*, sondern *h* in gewissen Stellungen des Wortes in Gutturale übergehen läſst.(¹) Auf dasselbe weist nun aber auch die Paläographie hin, welche ह gleich den andern spätern Buchstaben ohne Seitenstrich und von der Linken zur Rechten gebildet zeigt.

8. Doch was ist eigentlich dieser Seitenstrich? Man wäre vielleicht geneigt, ihn für das Zeichen des *a* zu halten, indem jeder Consonant mit einem *a* ausgesprochen, aber nicht geschrieben wird, und für ein langes *â* der Strich sogar verdoppelt wird; gewöhn-

---

(¹) Ich weiſs sehr wohl, daſs, wie uns das Sanskrit vorliegt, man eben so richtig sagen kann, daſs sich das *h* der Wurzel *duh* (*mulgere*) in *k* verwandelt, vor dem Suffix *-si*, *duks*$^{c}$*i*; doch dürfte wohl manches für die Formenlehre ganz richtig, aber für die Lautlehre anders zu benennen sein.

lich aber sagt man, daſs kurze *a* werde gar nicht, das lange in der Mitte der Wörter durch einen Strich (ा) bezeichnet. Daſs die erste Ansicht unrichtig ist, ergiebt sich von selbst, da wir ja schon eine Reihe von Consonanten gesehen haben, die auch mit *a* gesprochen werden, aber diesen Strich nicht haben; da ferner das im Anfange der Wörter gebräuchliche Zeichen für *a*, अ, ein ganz anderes ist, welches man gewiſs nicht etwa in einen Strich zusammengezogen glauben wird und welches sogar selbst diesen Strich schon hat; da man endlich diesen Strich auch vor anderen Vokalen findet und z. B. पु nicht *pau* sondern *pu*, पि nicht *pai* sondern *pi* liest, so wie er auch am Ende der Wörter beibehalten wird, selbst wenn der Consonant allein ausgesprochen werden soll. Betrachten wir den einzelnen Consonanten, z. B. प, *pa*, so sehen wir, daſs der Seitenstrich durchaus denselben Zweck hat wie der obere; beide dienen zu einem festen Rahmen, an welchen sich die innere Figur, das eigentliche unterscheidende Zeichen, festhält; bald knüpft sich dieses mehr an den Seitenstrich, wie in च, *ća*; ज, *ǵa*; ञ, *na*; त, *ta*, u. a. bald mehr an den obern Strich, wie ग, *ga*; श, *ŝa*, u. a., bald an alle beide, wie घ, *g̊a*; प, *pa*; य, *ja*, u. a., daher in den Verbindungen der Consonanten bald der obere Strich wegfällt, wie in प्न, *pna*; ङ्क, *ngka*, bald der Seitenstrich, wie in ग्ग, *gga*; क्य, *kja*. Deutlich werden beide Striche nur gebraucht, um einen Consonanten vom andern und alle von den darüber gesetzten Zeichen zu trennen. Und wenn

man die volle Figur des *â*, आ, mit dem *a*, अ, vergleicht, so ist klar, daſs der zweite Strich hier ebenso eine Wiederholung des ersten Seitenstrichs ist, wie in पा, *pâ* eine Wiederholung des Seitenstrichs von प, *pa*; daſs man folglich unrecht hat, ा ein Zeichen für *â* zu nennen. *â* müſste ebenso durch die verdoppelte Figur des *a*, अ, dargestellt werden, wie य्य, *jja*, durch die des य, *ja*. Auch wird man sich nicht dadurch, daſs *i* und *î* (पि, पी) denselben Strich haben, dazu bewogen fühlen, diese beiden Vokale unmittelbar vom *â* abzuleiten.

9. Wie diese vermuthete Bedeutung des Unterscheidungsstriches, die wir bisher mehr durch negative Schlüsse gerechtfertigt haben, durchaus in der Natur der Sache gegründet ist, werden wir im Verfolg sehen, (vgl. unten §. 27. 28. 44. u. a.). Zunächst scheint aber daraus auch deutlicher zu werden, wie man bei den später hinzugekommenen Buchstaben, als die regelmäſsiger gezeichnete Schrift nicht mehr gerade so augenfälliger Unterscheidungslinien bedurfte, diesen sogenannten *a* Strich weglassen durfte, und dennoch *a* dabei sprach. Warum aber इ, *i*, und उ, *u*, im Anfange der Wörter den Unterscheidungsstrich nicht haben, wohl aber अ, *a*, wird sich erst später zeigen. Ihre Figur betreffend, muſs aber schon hier bemerkt werden, daſs der obere Haken unwesentlich ist, und nur dazu dient, den untern Haken an den obern Querstrich zu befestigen; wir finden denselben unwesentlichen Haken beim अ (statt अ), beim र, *ra* und beim द, *da*. Lassen wir sie weg, so erhalten wir

[glyph], *i*; [glyph], *u*; [glyph], *a*; [glyph], *ra*; [glyph], *da*; und in der That finden wir alle diese einfacheren Figuren in den Verbindungen wieder, उ, *u*, als [glyph], wenn es suffigirt wird, z.B. पु, *pu*; र, *ra*, als [glyph] superfigirt z.B. र्प, *rpa*, oder suffigirt प्र, *pr*(1); द, *da*, als [glyph] in Zusammensetzung z.B. द्द, *dda*. Dafs इ, *i*, die oberste und unterste (s. §. 11.) Schleife zugleich abwirft und mit dem umgedrehten Superfix [glyph] in ई, *î*; ि, *i*; ी, *î*, wirlich identisch ist, wird sich im Folgenden besser erklären.

10. Durch die Bemerkung, dafs auch in अ, *a*, die obere Schleife unwesentlich ist, wird eine andere interessante Erscheinung ergänzt, auf die uns jetzt ganz äufserlich die Paläographie aufmerksam macht, die aber im Folgenden für das richtige Verständnifs der Nasenlaute von unerwarteter Bedeutung werden wird. Wir finden nämlich das linguale, also späteste ण, *ṇa* deutlich aus dem als Diphthong auch nicht ursprünglichen ए, *é*, entstanden, welches um so mehr in die Augen leuchtet, da ण auch [glyph] und ए auch [glyph] geschrieben wird, und in Consonantverbindungen, wie z.B. अण्ड, *anda* (*ovum*) das vollkommene *é* Zeichen in die Mitte gesetzt erscheint. Ebenso finden wir das gutturale ङ, *ṅga*, deutlich aus ड mit dem anusvâra Punkt (2) entstanden, so dafs das gutturale *n* dem *ung*,

---

(1) Ursprünglich ist auch der das *r* hinter Consonanten bezeichnende Strich /, wie in प्र, *pra*; क्र, *ćra*; त्र, *ṭra* (worin der kurze vertikale Strich, wie in त्व *ṭva*, u. a. zum ursprünglichen Seitenstrich, nicht zum *r* Zeichen gehört); द्र, *dra*; ज्र, *drja* nichts anders als der Haken [glyph], s. unten §. 40.

(2) Hierin liegt auch der Grund, warum ङ keinen Seitenstrich,

wie das linguale dem *eng* entspricht. Da wir nun oben als eigentliche Figur des *a* ৩ (Zend ω?) gefunden haben, so ist eben so deutlich, dafs das zwischen dem gutturalen *ung* und lingualen *eng* in der Mitte liegende palatine *n*, ञ aus *a* entstanden ist, und also einem *ang* entspricht. Daher es nun nicht mehr in Verwunderung setzt, dafs wir das dentale न, *n*, welches auf das linguale *eng* folgt, aus dem *i* Haken ि entstanden und dem *in* entsprechend finden. Vergleicht man hiermit die sprachliche Bedeutung der drei ursprünglichen Nasalklassen und der eingeschobenen Lingualklasse, so finden wir die überraschendsten Übereinstimmungen, die ich jedoch hier nicht weiter verfolge, um den eigenen Faden nicht zu verlieren. ([1])

11. Wir haben die unterste Schleife des इ, *i*, auch für unwesentlich angegeben. Dafs der so übrigbleibende Haken ৩ ursprünglich derselbe ist, wie der des उ, *u*, werden wir unten (§. 13. 31. ff.) sehen. Hier will ich jedoch gleich die Buchstaben द, *da*; स, *sa*; श, *śa*; ह, *ha*; ज्ञ, *gńa*; ज्ञ, *g'a* und क्ष, *kśa* damit zusammenstellen, woraus deutlich hervorgeht, dafs die Schleife

---

wie die übrigen Nasale erhalten hat. Die Entstehung aus dem Vokal mit anusvâra erhielt sich hier auch in der Figur noch am deutlichsten. Daher schliefst sich auch seine Richtung nicht den spätern Lingualen, sondern den Vokalen, zunächst dem उ, *u*, an, von der Rechten zur Linken, vgl. unten §. 57.

([1]) Sehr nahe liegt z. B. der Schlufs, dafs diese Nasale, denen dadurch ihre Ursprünglichkeit überhaupt streitig gemacht wird, alle erst aus den entsprechenden Vokalen mit anusvâra entstanden sind, vgl. unten §. 52. 53. ff. 62. not. ([1]).

des इ *i* diesen Buchstaben ebenso äuſserlich von उ, *u*, und ड, *ḍa* unterscheiden soll, wie द, *da*, sich dadurch von ट, *ṭa*, und ठ, *ṭ'a*; स, *sa*, von म, *ma*; ष, *g'a*, von प, *pa* sich unterscheiden soll. Am deutlichsten ist es aber bei ज, *g'a*, welches erst in der unregelmäſsig gebildeten Verbindung mit ञ, *na*, (s. §. 57. not.) die Schleife als etwas durchaus Äuſserliches annimmt, und ज्ञ, *g'na* geschrieben wird, so wie bei ष, *s'a*, welches erst in der unkenntlichen Verbindung mit क, *k*, die Schleife erhält und क्ष, *k's'a*, geschrieben wird. श, *s'a*, scheint bei der Veränderung aus श, wie es auch geschrieben wird, entstanden zu sein, und ह, *ha*, zeigt uns wenigstens das Faktum, daſs es in Verbindungen, z. B. ह्न, *hna*, diesen Strich verliert.

12. Doch ich wende mich jetzt zu dem Hauptresultate, zu welchem uns die aufmerksame Betrachtung der Schrift nothwendig führen muſs, zu dem ursprünglichen Verhältnisse der Consonanten und Vokale. In der Grammatik finden wir die Vokalzeichen doppelt, einmal wie sie im Anfange der Wörter, zweitens wie sie in der Mitte geschrieben werden. Hier fragt sich gleich, auf welcher Seite wir die ursprüngliche Gestalt zu suchen haben. Zu diesem Behufe müssen wir von vorneherein von einer Partie Zeichen absehen, die sich sogleich als abgeleitete und unursprüngliche zu erkennen geben, und uns zunächst an die einfachsten halten. Die ganze Reihe der Vokale und Diphthonge ist folgende:

अ ... } *a* आ ा } *â* इ ि } *i* ई ी } *î* उ ु } *u* ऊ ू } *û* ऋ ृ } *r*

ॠ ॄ } ṝ  ऌ ॢ } lṛ  ॡ ॣ } lṝ  ए, ए े } ê  ऐ ै } ai  ओ ो } ô  औ ौ } au

Hierunter sind offenbar die langen Vokale *â*, *ô*, *au* nur Ableitungen vom einfachen *a*; *û* die Verdoppelung von *u*, indem auch das Suffix ◌ू gewiſs aus ◌ु entstanden ist. Von den folgenden übergehen wir von der Hand die Zeichen in der Mitte der Wörter; von den Anfangszeichen ist aber ई, *î*, ebenso die etwas verschieden dargestellte Verdoppelung von *i*, wie *û* von *u*, (s. oben §. 9.) *ai* ist nur eine Weiterbildung von *ê*; *ṛ* und *ṝ* sind Zusammensetzungen des *a* Zeichen mit dem *ṛ* Haken; *lṛ* und *lṝ* Zusammensetzungen mit *l*. Wir haben es jetzt also hauptsächlich mit *a*, *i*, *u*, *ê* zu thun.

13. Man wird schon aus dem Früheren bemerkt haben, daſs die Anfangszeichen nicht die ursprünglichen sein können, sondern daſs sie erst aus den Suffixen oder Superfixen gemacht sind. In इ, *i*, und उ, *u*, fanden wir schon oben §. 9. als wesentlichen Theil den Haken ◌ु allein. Auch ist es *a priori* wahrscheinlicher, worüber der ganze folgende Aufsatz keinen Zweifel lassen wird, daſs man Suffixen, die als solche nicht gut ein Wort beginnen konnten, im Anfange der Wörter ein selbstständigeres Zeichen gab, indem man sie an den den übrigen Buchstaben gemeinschaftlichen horizontalen Strich hängte, und in die Reihe selbst schrieb, als daſs man schon vorhandene deutliche Vokalzeichen in der Mitte der Wörter geradezu ausgelassen hätte. Auch wird man schon hier im allgemeinen unwillkührlich an das Hebräische

erinnert, welches die Vokale in der Mitte der Wörter, und eigentlich überhaupt nicht schreibt, sondern durch später hinzugesetzte Punkte zu ersetzen gesucht hat. Nur der einfachste, ursprünglichste und häufigste Vokal *a* macht eine Ausnahme. Dieser wird in der Mitte der Wörter nicht einmal suffigirt und im Anfange der Wörter hat er ein vollständiges aus keinem Suffix erwachsenes Zeichen und zwar mit dem bekannten Rahmen, den aufserdem nur die Consonanten haben. Übrigens ist noch zu bemerken, dafs sich *r* in allen Stücken den Vokalen anschliefst. Seine vokalische Natur in der Sanskritsprache, die sich in den besondern Buchstaben *ṛ* und *ṝ* noch fortwährend erhalten hat, ist bekannt. Es wird in der Mitte der Wörter, wie sonst nur die Vokale suffigirt oder superfigirt und hat, wenn es in der Reihe steht, ༷, wie *i* und *u* keinen Seitenstrich, (s. unten §. *34. ff.*).

Diese Umstände, und namentlich auch die Vergleichung der Hebräischen Schrift und Sprache, lassen uns eine Übergangsperiode der Sprachen begreifen, die wahrscheinlich für alle Sprachen, die sich zu höherer Vollkommenheit erhoben haben, ein nothwendiger Durchgangspunkt war, und die wir nun im Folgenden hauptsächlich zu entwickeln haben.

Ich mufs hier einige allgemeine Ansichten vorausschicken, die ich dann immer mehr ins Einzelne verfolgen will.

14. Eine philosophische Begründung des Satzes, dafs alle Sprache aus unmittelbar entsprechenden Empfindungslauten hervorgegangen sei, würde mich

hier zu weit führen. Im Ganzen kann ich hierüber auf die Ansicht von Schmitthenner verweisen, der ich im wesentlichen durchaus beistimme und die er unter andern klar und bündig zusammenfaſst bei Gelegenheit einer Rezension in der Kritisch. Bibliothek, Neue Folge, Dez. 1830. Nr. 148. 149. Diese ursprünglichen Empfindungslaute finden wir in den Wurzeln auf uns vererbt, welche den beiden groſsen Hälften der Sprache, dem *verbum* und *nomen* zugleich zum Grunde liegen. Daſs wir aber diese ursprüngliche Richtigkeit der Wurzellaute uns jemals wieder zur Anschauung bringen könnten, ist für uns noch weniger möglich, als, dem Wilden sein scharfes Gesicht, Gehör, Geruch abzulernen, weil uns dort nicht einmal das, was wir begreifen sollen, scharf gegeben ist, sondern erst durch trügliche Schlüsse gewonnen werden soll. Nur wenigen Menschen ist es gegeben, bei höherer geistiger Vervollkommnung und bei dem Hingeben an die abstrakte Welt der Ideen sich das feine und unverfälschte Gefühl für das wunderbare Leben der sinnlichen Natur zu erhalten. In dem gewöhnlichen Laufe der Geschichte schlieſst eins das andere aus, und wie für den, welcher das Geheimniſs erkannt hat, wie sich Geist und Wort gegenseitig durchdringen, die Geschichte der Sprache vom Alphabete bis zu den feinsten syntaktischen Regeln das treuste und untrügliche Bild der Geistesgeschichte eines jeden Volkes ist: so wird er auch in jeder Sprache je nach der höhern geistigen Fortbildung des Volkes das sinnliche Element der Sprache, das schöne Farben-

spiel der Laute und Flexionen, sich allmählig abstumpfen und in ein gleichförmiges Grau sich verlieren sehen, während sich das abstrakte, so zu sagen symbolische Element derselben immer weiter verbreitet. Da wir nun die Sprachen in der Regel erst kennen lernen, wenn sie schon eine gewisse Litteratur haben, so daſs uns Schriftdenkmäler erhalten werden konnten, so lernen wir auch gewöhnlich den sinnlichen Körper der Sprache erst in ihrer schönsten und vollkommensten Ausbildung kennen, und können ihn nur verfolgen, wie er sich immer mehr dem geistigen Elemente unterwirft und an äuſserem Glanze verliert. Doch muſs man sich hüten, hieraus den Schluſs zu machen, daſs von Urzeiten an das sinnliche Element der Sprache nur abgenommen habe und gleich in höchster Vollkommenheit dem Menschen angeschaffen worden sei. Wie bei jedem andern Naturkörper entwickelt sich zuerst aus geringem und chaotischem Zustande das sinnliche Element zu höherer Bestimmtheit und äuſserer Schönheit der Form; in dieser kommt sich allmählig der jugendliche Geist zum Bewuſstsein, und in dieser frischen Jugendblüthe, die sich dann auch bald in Schriftwerken zu verewigen strebt, lernen wir die meisten Sprachen zuerst kennen. Dann gewinnt das geistige abstrakte Element immer mehr Oberhand und der sinnliche Körper verliert, wie der menschliche im Mannesalter gleichmäſsig von früherer Zartheit und jugendlicher Schönheit.

15. Nun fragt sich, ob wir diese frühere Periode der Sprachen, wo sich erst noch ihr sinnlicher Kör-

per anfängt auszubilden, irgendwo faktisch nachweisen können. — Hier können wir zuerst auf Sprachen, wie die Chinesische, auf ganze Sprachstämme, wie den Semitischen, weisen, die gleichsam zu früh gealtert sind und daher ihren sinnlichen Körper niemals bis zu der Vollkommenheit, wie unser Sprachstamm, ausgebildet haben: obgleich auch der Semitische Sprachstamm anerkannt auf eine uranfänglich gleiche Quelle, wie der unsrige, hinweist. Wenn uns daher das ganze Leben jenes Stammes verbietet anzunehmen, dafs es nur ein von früher gleicher Vollkommenheit herabgesunkener Zustand sei, so werden wir gedrungen, anzunehmen, dafs ein ursprünglich gemeinschaftlicher und gleich unentwickelter Keim in der einen Richtung, der Indogermanischen, eine höhere, in der andern, der Semitischen, eine geringere Vollkommenheit erreicht habe: kurz, dafs nicht gleich von Anfang an ein Herabsinken, sondern zuerst ein Steigen, dann ein Herabsinken in der sinnlichen Ausbildung der Sprachen erfolgt sei.

16. Aber es fehlen auch speciellere Beweise für unsere Annahme nicht, und wir finden noch in den durch erhaltene Denkmäler geschichtlich gewordenen Zeiten der Sprachen einzelne Theile des Sprachkörpers, die sich vor unsern Augen noch zu höherer Vollkommenheit ausbilden. Und hier müssen wir namentlich den Vokalismus der Sprachen ins Auge fassen, den man doch gewifs als einen wesentlichen, vielleicht den schönsten Theil des sinnlichen Sprach-

körpers anerkennen wird. Wie sich im Vokalismus zuerst der Verfall einer Sprache ankündigt, so bildet er sich doch auch am spätesten zu seinen reichsten Blüthen aus; er hat in der Sprache das kürzeste, aber farbenreichste Leben.

17. Es ist ein merkwürdiges, aber jetzt hinlänglich durch Grimm und Bopp constatirtes Faktum, daſs die Gothische und Sanskritsprache nur die drei kurzen Vocale *a*, *i*, *u* kennen. Daneben treten im Sanskrit nur noch 4 Diphthonge auf, im Gothischen 6. Dies ist um so auffallender neben dem weit über die ursprünglichen Grenzen ausgedehnten Consonantenreichthum des Sanskrit ([1]) und den vielen Consonantverbindungen des Gothischen ([2]). Vergleicht man damit, wie sich diese drei ursprünglichen Vokale in den spätern Deutschen Dialekten in das mannigfaltigste Farbenspiel einfacher und zusammengesetzter Vokallaute spalten, oder wie sich die ältern Griechischen Dialekte in dieser Hinsicht zu dem Jonischen verhalten, der sich am weitesten vom ursprünglichen Stamme entfernt hat, so kann man nicht anders sagen, als daſs der Vokalismus sich in diesen spätern Dialekten zu einem weit mannigfaltigern Organismus erhoben habe. Wo ist er dagegen wieder hingeschwun-

---

([1]) Den 33 Consonanten des Sanskrit entsprechen nur 14 griechische oder lateinische.

([2]) Im Auslaut der Wörter läſst das Griechische nur 3 einfache, 4 doppelte, 2 dreifache; das Römische 10 doppelte, 3 dreifache; das Gothische 82 doppelte, 80 dreifache und 15 vierfache Consonanten zu.

den im Neugriechischen, im Neuhochdeutschen? Dort hat sich Alles in *i*, hier in *e* aufgelöst, von der alten Pracht nur noch Trümmer. Doch scheint im Ganzen, wie der wärmere Süden der Farbenpracht der Kräuter und Blumen, so ein südlicher, beweglicher National-charakter dem bunten Spiele der Vokale in der Sprache günstiger zu sein; daher wie sich allmählig der ernste, rauhe Charakter der alten Römer verlor, sich ihr anfangs spärlicher Vokalismus bei den heutigen Italienern und auch Franzosen immer mehr entfaltet hat und noch erhält.

18. Aber alle diese Betrachtungen sollen uns nur dazu führen, ein auf anderm Wege gewonnenes Faktum begreiflich zu machen, welches ohne den Gang der Sprachen im allgemeinen ins Auge zu fassen, manchem Zweifel an seiner Richtigkeit ausgesetzt sein dürfte. Durch die Beobachtung der allmähligen Entwickelung des Vokalismus überhaupt aus sehr einfachen und wenigen Elementen wird es uns nämlich leichter, an ein ursprünglich überhaupt anderes Verhältniſs der Vokale zu den Consonanten zu glauben, in welchem diese so zu sagen ganz allein regierten, das Wesen der Sprache ausmachten und erst unter ihren Flügeln den sich immer selbstständiger lostrennenden Vokalismus groſs zogen.

19. Indem Hr. Prof. Ewald p. 38. seiner Hebräischen Grammatik die Meinung von Herder, Kopp, Seyffarth u. A. tadelt, daſs es unglaublich sei, eine Sprache ohne Vokale zu schreiben, spricht er dadurch zugleich seine eigne Theorie aus, die er

nachher durchgängig festhält, dafs wir von Ursprung an, und je früher, um so bestimmter, in den Hebräischen Buchstaben nur Consonanten zu erblicken hätten, und dafs man folglich sämmtliche Vokale, deren fein ausgebildetes System später durch Punkte bezeichnet wurde, früher in der Schrift gar nicht bezeichnet, sondern hinzugedacht habe. Ohne jedoch die Meinung von Kopp zu theilen, dafs die Hauchzeichen ursprünglich reine Vokale gewesen seien, steht doch die Ansicht von Hr. Prof. Ewald unserem Grundsatze nicht weniger entgegen. Vielmehr führt uns die Bemerkung, dafs man weder im Sanskrit noch im Hebräischen ursprünglich die Vokale schrieb, zu dem nothwendigen Schlusse, dafs ursprünglich ein und dasselbe Zeichen Consonant und Vokal bezeichnete, dafs man aber nur einen einzigen Vokal kannte, welcher jedem Consonanten nachschlug, dafs sich aus diesem unbestimmten oder wenn man will gleichgültigen Urvokale, der dem kurzen *a* am natürlichsten entsprach, mit der Zeit *i* und *u* heraussonderten, aus welchen dann wieder die übrigen Mitteltöne und Mischungen hervorgingen.

Wenn man die Erscheinung der Chinesischen Wortschrift in ihrem Wesen richtig begriffen hat, und sie mit weiter fortgeschrittenen Sprachen und Schriften vergleicht, so mufs man auch durchaus die Nothwendigkeit erkennen, dafs der nächste Schritt nicht gleich Buchstabenschrift, sondern Lautschrift sein müfste. Unsre Zertrennung der Sprache in Vo-

kale und Consonanten ist, mit andern Augen angesehn, eine ganz unnatürliche, weil stumme Consonanten als Organe der Sprache gar nicht denkbar sind ohne nachschlagenden Vokalton und wieder kein Vokal ausgesprochen werden kann ohne ein vorschlagendes consonantisches Element, wenigstens einen leisen Hauch, welchen der Grieche in diesem richtigen Gefühle immer durch den *spiritus lenis* bezeichnete. Wenn man sich dieser Unzertrennlichkeit des Vokals und Consonanten im Laute, die wir in unsern Alphabeten nur scheinbar aufgehoben haben, scharf bewufst geworden ist, begreift man auch und erkennt die ursprüngliche Nothwendigkeit, dafs प oder ב von Anfang nicht *p* sondern *pa* lauten mufste und dafs, wenn man später bei schärferem Hervortreten verschiedener Vokale *pu* bezeichnen wollte, man zu प nicht ein neues Zeichen hinzusetzen konnte, sondern es durch ein Suffix verändern mufste पु, *pu*, weil nicht ein getrennter Vokal, sondern der ganze Laut aus *pa* zu *pu* verändert wurde. Das war der Ursprung der Vokalsuffixe. Das *r*, welches in allen Sprachen den Vokalen am nächsten steht, und im Sanskrit wie in mehreren Slavischen Sprachen ([1]), als ऋ, *ṛ*, wirklicher silbenbildender Vokal ist, bewährt auch hierin also seine vokalische Natur, dafs es suffigirt wird.

20. Man wird sich nun aber diesen ursprünglich jedem Laute nothwendig inhärirenden Vokal nicht

---

([1]) s. Serbische Grammatik v. Wuk Stephanowitsch herausgegeben v. Jac. Grimm p. 3.

gerade als unser scharf ausgeprägtes kurzes *a* denken, sondern als den unbestimmten vokalischen Ton, den die Stimme am natürlichsten und unwillkührlich mit jedem Consonant herausstöfst. ([1]) Da dieser aber dem reinen *ă* Laute am nächsten steht, so hielt diesen später die artikulirte Stimme fest im Gegensatze zu den aus demselben unbestimmten Vokaltone hervorgegangenen *i* und *u*. —

21. Nirgends liegt das ursprüngliche Verhältnifs der Vokale und Consonanten deutlicher vor, als im Hebräischen, wo wir noch fortwährend das Entstehen der Vokale aus dem unbestimmten *schwa mobile* mit Augen sehn. Aus diesem geht zunächst in den Wurzeln nach dem ersten Radikale immer *â*, nach dem

---

([1]) Wie wir so häufig die Sprachen gleichsam durch ein Verbrauchen des gewonnenen Reichthums mit der Zeit wieder zu ihrer ursprünglichen Armuth zurückgehen sehen, und wir z. B. die nackten Stämme in der abgenutzten Englischen Sprache ebenso flexionslos und nur durch die feste Wortstellung ihre grammatische Bedeutung gewinnend finden, wie in der Chinesischen Sprache, die aber niemals Flexionen erzeugt hat: so können wir auch fast in allen neuern Sprachen solche indifferente Vokaltöne aufweisen, wie im Französischen *que, me,* im Deutschen *Ver*dacht, u. a. Ja es werden in Indien selbst heutzutage alle kurzen *a* keineswegs so scharf, sondern ganz indifferent ausgesprochen, wie uns die Engländer versichern. Daher auch die Rede, dafs es im Anfange der Wörter wie *a*, in der Mitte wie *o*, am Ende wie *e* ausgesprochen werde, worauf jetzt mit Recht kein Gewicht mehr gelegt wird, und meiner Meinung nach durchaus nicht mehr die ursprüngliche Indifferenz ist, sondern eine wiedererzeugte, vgl. Bopp Gramm. §. 10. Vgl. Gr. §. 3. Über das ursprüngliche und spätere anusvâra s. unten §. 62. not.

zweiten meist *a* hervor. Diese spalten sich dann in die übrigen Vokale, doch so, dafs sie immer den veränderlichen Gesetzen des Accents oder gewisser Nüancen der grammatischen Bedeutung unterworfen sind, nie wie im Griechischen, Deutschen und andern Sprachen unsers Stammes den Wurzelbegriff selbst verändern.

22. Trotz dieser so wesentlich verschiedenen Bedeutung des Vokalismus in der Hebräischen und Deutschen Sprache, will doch im Grunde der Satz, den Jac. Grimm II. p. 1. ausspricht: „Die Consonanz gestaltet, der Vokal bestimmt und beleuchtet das Wort", ganz dasselbe sagen, als was Ewald Hebr. Gr. p. 145. für das Hebräische ausspricht: „Die Consonanten tragen allein den Begriff des Wortes, die Vokale wechseln nur, um dem reinen Begriff des Wortes verschiedene Beziehungen zu geben." Und wenn Bopp den der Deutschen Sprache so wesentlichen Ablaut durch guna erklärt hat, so hebt er dadurch im Grunde die von Jac. Grimm angenommene dynamische Bedeutung desselben nicht auf, sondern schiebt sie nur weiter zurück. Gerade in der verschiedenen Anwendung des Vokalismus in der Ausbildung der Sprachen sind die Verschiedenheiten der Sprachstämme und selbst der einzelnen Sprachen hauptsächlich begründet. Nehmen wir der Hebräischen Sprache den Vokalismus, den sie ursprünglich, wie uns wieder die Paläographie bestätigt, wirklich nicht hatte, so sehen wir sie ziemlich wieder auf dem Chinesischen Standpunkte, wo Verbum und Nomen und fast alle grammatischen Be-

ziehungen nur durch die Wortstellung unvollkommen erkannt werden können.

23. Aus derselben Unvollkommenheit muſs sich einst unser ganzer Sprachstamm herausgebildet haben; doch ergriff er gleich in seiner ersten Weiterbildung zwei Mittel zu höherer Vervollkommnung, den Vokalismus und den Accent, jenen zur innern geistigen Nüancirung der Begriffe, hauptsächlich im Ablaut, für tempora, modos, überhaupt für das geistigere Zeitwort, diesen, den Accent, zur äuſsern Anfügung in Flexionsbildung der casus, Personenendungen u. dgl. In den Semitischen Sprachen fiel Vokalismus und Accent zusammen, und so muſste ihnen ein einziges Prinzip der Fortbildung zu höherer Klarheit und Trennung der innern Begriffe und grammatischen Beziehungen unsere beiden vertreten, was natürlich nie vollständig geschehen konnte. Während in unserm Sprachstamme der Vokalismus weit bestimmter und fester mit den Wurzeln verwuchs und in alle Grundformation tiefer eingriff, muſste er dort beweglicher, flüchtiger bleiben, um unsre Flexionen mit vertreten zu können.

24. So finden wir also in ganz gleichem Schritte mit der Paläographie in der Hebräischen, den Europäischen und der Sanskritsprache folgendes Resultat.

In der Hebräischen Sprache läſst sich der ganze Vokalismus noch am leichtesten vom Sprachkörper trennen. Er vertritt gewisse Funktionen, die den consonantischen Kern kaum afficiren, sondern durchströmt nur die einzelnen Glieder und macht sie be-

weglich. Ebenso hat sich die Schrift lange Zeit ganz frei vom Vokalismus gehalten. Erst allmählig modificirt sie dieser von verschiedenen Seiten, bis man endlich genöthigt wird, das Punktationssystem einzuführen, welches die alte Schrift eben so wenig wesentlich angreift, wie die Vokallaute die alte Sprache, aber zugleich mit der Verfeinerung der Vokale in der Sprache sich zu späterer Abgeschlossenheit und Vollständigkeit abrundet (vgl. Ewald Gr. p. 43. 44.), (1) nur wie vorauszusetzen immer einige Schritte in der Zeit zurück.

25. In der Deutschen, Griechischen, Lateinischen Sprache finden wir den Vokalismus am weitesten durchgedrungen und mit allen Sprachbildungen, selbst mit den Stämmen verwachsen, und ohne Hülfe des Sanskrit kaum noch zu trennen. Übereinstimmend damit finden wir auch in ihren Schriftsystemen kaum noch eine Spur des früher ganz anders gestalteten Verhältnisses der Vokale zu den Consonan-

(1) Für diese allmählige Vermehrung der Punkte zugleich mit der Nüancirung der Vokale selbst ist die Bemerkung interessant (Ewald Gr. p. 55. not.), daſs auch die älteste Syrische Schrift nur die einfachsten Punkte kennt, welche die *i* Reihe von der *u* Reihe unterscheidet; was durchaus für die von H. Pr. Ewald für die Hebräische Schrift aufgestellte Ansicht allmähligen Wachsthums zeugt, aber durchaus gegen die unmittelbar vorher ausgesprochene, daſs man zuerst „die am schwersten zu lesenden Worte" mit Punkten geschrieben habe. Zuerst bildete sich *i* und *u* deutlich aus dem *a*, drum bezeichnete man sie zuerst allein, dann *e* und *o* und die Längen, drum muſste man auch diese allmählig verschieden bezeichnen.

ten. Beide werden mit besondern Buchstaben in einer Reihe geschrieben. Der *a* Laut ist seinem Umfange nach immer mehr durch die übrigen bunten Vokale zurückgedrängt worden, so daſs z. B. die Englische Sprache kein reines *a* mehr kennt, die Französische das reine kurze *à* immer mehr verliert([1]) und nur noch das lange hat.

26. Im Sanskrit finden wir dagegen das *a* noch weit vor den übrigen Vokalen und Diphthongen herrschen, indem der *à* Vokal in dieser Sprache noch einmal so oft gebraucht wird, als alle übrigen Vokale und Diphthonge zusammengenommen. ([2]). Der Vokalismus im Ganzen hat sich weit wesentlicher als im Hebräischen dem ganzen Sprachbaue einverleibt und bildet in Verbindung mit dem Accent, welcher die Sprache fähig macht, den ausgedehntesten Flexionsreichthum zu ertragen, ein weit dichteres und vollständigeres Sprachgewebe als wir selbst im Griechischen oder Gothischen finden. Dennoch, wie es überall bei reichster Fülle zugleich höchste Klarheit und Durchsichtigkeit bewahrt hat, liegt namentlich der Vokalismus klarer als in allen andern Sprachen desselben Stammes vor Augen. Freilich sind schon fast

([1]) *Madame, femme* lauten nicht, wie unser *arm, lachen,* sondern nähern sich einem verkürzten breiten *ä*; *passer, classe* lauten nicht wie unser *Wasser, Classe,* sondern werden gedehnt *pâsser, clâsse.*

([2]) So entspricht dem Sanskrit *patâmas,* lateinisch *petimus,* gr. πίπτομες; *saptamas, septimus,* ἕβδομος, g. *sibunda,* vgl. Bopp Vgl. Gr. p. xv. not.

alle Vokale und Diphthonge nach Bopp Vgl. Grammatik p. 122. ff. in die Wurzeln eingedrungen (allein *ân* ausgenommen), so wie sich auch in der Deutschen Sprache manche aufgestellte Wurzel allein durch den Vokal, nicht durch die Consonanten unterscheidet (vgl. Grimm Gr. Bd. I. nr. 93-182. 122-203. 81-207. 129-208. 131-214. 145-226. u. a.); doch dürfte man wohl auch in den einzelnen Sprachen oft noch reinere und ursprünglichere Wurzeln finden, (s. unten §. 47. ff.) wenn man erst für den ganzen Sprachstamm das Prinzip anerkannt hat, daſs die ursprüngliche Verschiedenheit der Wurzeln nur in der Consonanz liegen kann, weil der ganze Vokalismus jünger als die Wurzelbildung ist, also nicht selbst Wurzeln bilden kann ([1]). Hiermit wollen wir vergleichen, was uns die Paläographie über die Stellung der Vokale zu den Consonanten lehrt.

27. Da es in der Natur der Sache liegt, daſs Suffixe und Superfixe erst hinzugefügt werden, wenn sich die eigentliche Zeilenschrift schon ausgebildet hat, so erweist sich schon hierin der Vokalismus in der Sanskritschrift als jünger. Lassen wir im Sanskrit alle diese Zeichen weg, so erhalten wir ganz die Hebräische Schrift ohne Punkte. Nur das *a* im Anfange

([1]) Hiermit ist nicht gesagt, daſs man für das Gebiet jeder einzelnen Sprache, wie sie uns einmal vorliegt, durchgängig nur rein consonantische Wurzeln aufstellen dürfte. Das hieſse alle geschichtlich ausgebildete Individualität verkennen. Das Blatt hat seine besondern Wurzeln im Zweige, der Zweig im Stamme, und der Stamm erst in der Erde.

bleibt übrig und die Striche, welche in der Mitte der Wörter den Vokalen als *fulcra* zu dienen scheinen, beim *i* und den langen Vokalen. Die ganze vorausgegangene Entwickelung wird nun wohl in Bezug auf den Rahmen, in welchen jeder Consonant eingeschlossen ist, unsre Ansicht rechtfertigen, dafs wir hierin nicht etwa eine besondere Bezeichnung des *ă* zu suchen haben, sondern dafs er eben nur dazu dient, jeden Laut, wozu Consonant und der ursprüngliche Vokal als untrennbare Elemente gehören, von dem andern zu trennen, und die Abgeschlossenheit des Lautes zu bezeichnen. Hieraus ergiebt sich von selbst, was der wiederholte Unterscheidungsstrich bei den langen Vokalen, zunächst also beim *á* eigentlich bedeutet; er kann weiter nichts anzeigen, als das längere Verweilen auf dem vorausgehenden Laute, d. h. auf dem allein dehnbaren vokalischen Elemente des Lautes, bevor die Stimme zu dem nächsten Laute übergeht. Demnach wird also *á* eben so wenig wie *ă* in der Mitte der Wörter eigentlich geschrieben.

28. Dafs man sich dieser Bedeutung des Unterscheidungsstriches auch wirklich bewufst war, und nicht etwa den zweiten Unterscheidungsstrich für ein *á* hielt, lehrt deutlich der Umstand, dafs wenn man nun die Nüancirung des *pá* zu *pó* andeuten wollte, man das Superfix (ˆ) nicht über den zweiten sondern über den ersten Unterscheidungsstrich, d. h. über das eigentliche Lautzeichen setzte, und nicht पो, sondern पो, *pó*, nicht पौ, sondern पौ, *paú*, schrieb, immer die Untrennbarkeit des Consonanten und Vokals fest-

haltend (¹). Ebenso ist gar wohl zu bemerken, was unsere gewöhnliche Druckschrift offenbar verkennt, daſs die Ausgangsspitze des *i* Hakens in पी, *pī*, keineswegs die rechte über dem zweiten Unterscheidungsstriche, sondern die linke über dem ersten ist: mit andern Worten, daſs der *i* Haken sich nicht links öffnet ◌̑, sondern rechts ◌̑ und ganz derselbe ist, wie über dem *ĭ* in पि, *pi*, (s. unten §. 31.).

29. Wir haben schon oben §. 19. gesehn, daſs in der ursprünglichen Lautabtheilung nicht nur kein Consonant ohne Vokalton, sondern auch kein Vokalton ohne consonantisches Element denkbar war, daſs folglich kein reiner Vokal ein Wort beginnen konnte ohne wenigstens den leisen Hauch, den die Griechen durch den *spiritus lenis* bezeichnen. So betrachtete man auch das beginnende अ nicht als Vokal *a*, sondern als Laut *ả* und wir haben uns daher in diesem Zeichen durchaus nicht mehr als in प, *pa*, den *a* Laut zu denken, sondern wie hier das *p*, so war dort der consonantische Hauch das in Sprache und Schrift vor-

---

(¹) In den Handschriften findet man indessen aus Nachlässigkeit, vielleicht auch theilweisem Irrthum öfters पो für *pô* geschrieben und sogar Druckschriften, wie z. B. die Bonner, haben dies aufgenommen. Doch zeigt sich die Inconsequenz schon darin, daſs man beim *r* Superfix dennoch सर्वो, *sarvô*, und nicht सर्वो schreibt, weil dies auch die Handschriften nicht leicht thun. Wenn aber in einzelnen Fällen das Superfix immer auf den ersten Unterscheidungsstrich gesetzt wird, in andern Fällen wenigstens die sorgfältigsten Handschriften diese Schreibung bewahren, so scheint sie nun durch die nachgewiesene innere Bedeutung um so sicherer die allein richtige zu sein.

waltende Element ([1]). So erklärt sich allein und vollkommen der consonantische Rahmen des अ, welcher diesen Buchstaben auf gleiche Stufe mit allen übrigen Lautzeichen setzt, und wir sehen daraus, dafs es ursprünglich ganz unrichtig ist, zu sagen, *a* werde am Anfange der Worte geschrieben, in der Mitte und am Ende nicht. Doch mag später, als sich der Vokalismus weiter ausbildete, und sich der stärkere Hauch ह, *ha*, aus den Gutturalen erzeugt hatte, der schwache Hauch des अ, der schon lange aus der Mitte der Wörter gedrängt war, auch am Anfang derselben vom अ gewichen sein, so dafs für अ nur noch der Vokalton *a* übrig blieb, ganz wie auch der Hauch des א im Hebräischen zuerst in der Mitte der Wörter wich, dann auch im Anfange, bis der reine Vokal übrig blieb ([2]).

---

([1]) Über eine zweite Spur dieses ursprünglichen Hauches अ s. unten §. 35.

([2]) Im Hebräischen zeigen alle Gutturalhauche Vorliebe für das *a*. H. Pr. Ewald drückt dies aus p. 102. „Die Gutturale sind als Hauche den Vokalen sehr nahe, und je gelinder dieser Hauch wird, je mehr er sich im Fortgange der Zeit auflöst, desto mehr werden sie zu bloſsen Vokalen. Unter allen Vokalen stehen sie dem *a* am nächsten, weil dieser gleich den Gutturalhauchen aus voller Öffnung der Kehle gebildet wird." Diese Meinung, dafs sich die Hauche allmählig in Vokale auflösen, spricht der H. Verfasser noch öfter aus, und leitet aus dieser Verwandtschaft der Hauche und Vokale manche Eigenthümlichkeit der erstern her; so glaubt er §. 73., dafs die Hauche keine Verdoppelung leiden, weil sie „so schwach und den Vokalen nahe" wären, gerade wie er oben von den liquidis, und namentlich von *j* und *w* sagt, dafs sie sich am meisten den Vokalen nähern (§. 65.), und sich wegen ihrer Weichheit nicht verdoppeln (§. 92.). Und doch stehen sich die liquidae nebst

30. Hieraus wird zugleich ersichtlich, warum sich die Bezeichnung des *a* im Anfange so auffallend von der der übrigen Vokale unterscheidet. Wir haben nämlich schon oben (§. 9. 13.) gesehn, wie sich die übrigen Vokalzeichen im Anfange der Wörter aus den Suffixen und Superfixen bildeten, indem man die Haken selbst wieder an einen obern Querstrich anhängte. Man gab ihnen den vertikalen Unterscheidungsstrich nicht, weil sie in der That schon von dem ursprünglichen Systeme der Lautabtheilung abwichen, nach welcher nur das consonantische Element dem vokalischen vorausgehen konnte, und sich nicht mehr einem vorangehenden, sondern einem nachfolgenden

---

den Halbvocalen *j* und *w*, und die Hauche gerade unter allen Consonanten am fernsten. Jene, namentlich *j* und *w* sind so tönende und dicke Consonanten, dafs sie fast wirklich vokalische Natur annehmen: diese hören wegen ihrer äufsersten Tonlosigkeit fast auf Consonanten zu sein, und während sich in allen Sprachen *i* und *u* gern in ihre Halbvokale auflösen, fallen fast überall die ursprünglichen Hauche mit der Zeit ganz aus, selbst im Anlaute, wo sie sich noch am leichtesten halten können, goth. *hlahan* wird *lachen*, *habere* wird *avoir*, etc. Man spreche in ῥάβδος den spiritus asper noch so leise aus, man wird nie zu ἀῤάβδος sondern zu ῥάβδος am Ende kommen, und gerade das Verwandeln der Semitischen Hauchzeichen in Vokale bestätigt augenscheinlich unsre Meinung, dafs man im Hebräischen ursprünglich wie im Sanskrit, nicht Consonanten, sondern Laute bezeichnete, die allmählig ihr consonantisches Element, wenn es schwach war, verlieren konnten, so dafs dann das vokalische allein übrig blieb. Ganz übereinstimmend ist nun, dafs gerade *a* am häufigsten daraus entstand, oder auch das daraus verkürzte *segol*, nicht wegen gröfserer Verwandtschaft, denn sie stehen sich am allerfernsten unter allen Buchstaben, sondern weil es der ursprünglich durchgängig damit verbundene Vokal war.

Consonanten anzuschliefsen schienen. Im Hebräischen hat sich dieses in der Natur gegründete Gesetz, kein Wort mit einem Vokal anzufangen, besonders in der ältern Sprache (s. Ewald p. 51. 74.) noch weit durchgängiger erhalten, als im Sanskrit. Erst die spätern verdorbenen Dialekte weichen darin immer mehr ab. Die einzigen Ausnahmen finden sich fast nur beim א, als dem schwächsten Hauche, wie auch im Sanskrit unter allen Vokalanlauten *a* bei weitem der häufigste ist.

31. Doch müssen wir nun die Vokalsuffixe noch weiter verfolgen und untersuchen, was wir uns eigentlich unter ihrer Gestalt zu denken haben. Wir haben schon gesehn (§. 9. 11.), dafs wenn wir dem *i*, इ, die unwesentliche oberste und unterste Schleife nehmen, wir ganz denselben Haken übrig behalten, wie vom उ, *u*, nämlich ु. Als Superfix finden wir ihn umgedreht in ई, पि, पी, *î*, *pi*, *pî*, welches eigentlich, wie leicht zu sehen, alles dreies derselbe ist. Demselben Haken gleicht aber auch vollkommen der des *r* in र्प, *rpa*, oder als *ṛ* in पृ, *pṛ*. Aber selbst bei weniger Übereinstimmung, als wir hier wirklich noch finden, würde man nach den dargelegten Ansichten über die ganze spätere Entwickelung der Vokalsuffixe, leicht vermuthen, dafs alle diese Suffixe und Superfixe ursprünglich gleich, und eben nichts als Haken sind, ebenso wie im Hebräischen die Punkte des *segol* eben keine andern, als die des *kibbuz* sind. Ob man Punkte, Striche, oder Haken wählte, war im Grunde gleichgültig. Ebenso wie im Hebräischen finden wir sie nur in der Stellung verschieden.

32. Interessant ist hier aber zu bemerken, wie sich im Gebrauche dieser Haken wieder die Spuren der früheren Schriftrichtung von der Rechten zur Linken nachweisen lassen. Gerade weil die verschiedenen Vokale nicht durch verschiedene Zeichen, sondern durch die verschiedene Stellung ein und desselben Zeichens angedeutet wurden, lag es in der Natur der Sache, daſs man bei veränderter Richtung der Schrift dennoch die Stellung der Haken über den einzelnen Buchstaben nicht mit veränderte. Die Sonderbarkeiten, daſs man *i* (पि, *pi*) vor den Consonant setzt, hinter dem es ausgesprochen wird, daſs man das Superfix *r* (सर्वेन्द्रियाणि, *sarvêndrijâni*) allen übrigen Superfixen zur Rechten setzt, obgleich es vorher ausgesprochen wird, erklären sich hieraus.

33. Für die Veränderung des Lautes *pa* zu *pu* fügte man den Haken unten an, wendete ihn links und schrieb पु, *pu*. Um *i* zu bezeichnen setzte man den Haken drüber und wendete ihn rechts ⌒; hier kam es mit dem *r* Laute in Collision, welcher auch durch den ebenfalls rechts gewendeten Haken ʳ über dem Consonanten bezeichnet wurde. Wie nun aber *r* rechts über den Consonanten, *i* links über denselben gekommen ist; davon weiter unten (§. 38.). Vor der Hand erscheint es ganz natürlich, daſs *r*, welches vor dem Consonanten gesprochen wurde (र्प, *rpa*), der frühern Schriftrichtung gemäſs rechts; *i*, welches dahinter ausgesprochen wurde, links darüber gesetzt wurde. So erhielt man र्प für *rpa*, पि für *pi*, र्पि für *rpi*. Hierin entdeckt sich zugleich der Grund, warum man später,

wo man sich gewöhnte, alle Suffixe und Superfixe an den vertikalen Unterscheidungsstrich des Buchstabens zu knüpfen, diesem allein davon verdrängten *i* Haken noch einen besondern ganz unorganisch hereingesetzten Strich als Fulkrum gab und पि statt पि schrieb (vgl. §. 38. 44.).

34. Doch über den *r* Laut giebt uns die Paläographie noch weitere wichtige Aufschlüsse. Die Erscheinung, dafs *r* der einzige Consonant ist, der suffigirt oder superfigirt wird, weist durchaus auf die früher allein vokalische Natur dieses Lautes. Dafs der Consonant र, *r*, jünger als die übrigen ist, und etwa mit dem oben (§. 7.) als jünger erkannten ह, *h*, auf gleiche Linie zu stellen ist, bestätigt dessen Form vollkommen. Sie ist ganz wie die aus den Suffixen gebildeten इ, *i* und उ, *u*, aus dem *r* Suffix ॒ entstanden, indem man diesen Haken an den obern Querstrich befestigte (vgl. oben §. 9.), und र schrieb, mit gleicher Weglassung des Seitenstriches, wie bei *i*, *u*, und den spätern Consonanten. Hier spricht die Paläographie zu deutlich und giebt ein klares Beispiel, wie sie der Sprachforschung oft erst voranleuchten mufs. Wenn wir also behaupten, dafs das *r*, weil wir es superfigirt finden, früher vokalisch, als consonantisch war, so werden wir zugleich genöthigt, seine Ursprünglichkeit überhaupt, wie die aller gefärbten Vokale zu leugnen, und es wie diese erst aus dem allgemeinen Vokale hervorgehen zu lassen.

Hier tritt uns nun zuerst die Erscheinung bestätigend entgegen, dafs auch die Chinesische Sprache

das *r* gar nicht kennt. Man sieht, wie sich zuerst immer die Endpunkte der Reihen wie Ecksteine des künftigen Gebäudes festsetzten, wie sich neben *a* zuerst *i* und *u* bildeten, dann die mittlern Töne *e* und *o*, dann wieder zwischen diesen eine Menge anderer Nüancen. So waren im Consonantsysteme auch zuerst die harten mutae (und zwar ohne ihre Aspiraten) gleichsam die ersten trockenen und festern Punkte, die aus dem flüssigen Chaos der Sprachelemente hervortauchten. So sehen wir noch vielfach in den frühsten Sprachperioden die Halbvokale und liquidae schwanken und erst allmählig sich fester gestalten. Das Zend hat kein *l*; das Gothische *l* entspricht oft dem Sanskrit *v*; das Lateinische *l* dem Sanskrit *n* (s. Bopp Gr. §. 20.). Der Wechsel der liquidae in den verwandten Sprachen ist bekannt. Auch alle 4 verschiedene *n* haben wir oben in der Schrift, und werden wir unten (§. 53. ff.) auch in der Sprache aus Vokalen hervorgehen sehen. Sollte es daher Wunder nehmen, daſs gerade der *r* Consonant, welcher in allen Sprachen den Vokalen am nächsten steht, und gerade als Übergangspunkt eine vorausgegangene Feststellung der angränzenden Laute fordert, sich auch erst später gebildet habe und aus dem Vokal zum Consonanten übergegangen sei? Wer es bis hierher nicht verschmäht hat, mir aufmerksam zu folgen, dem wird es nicht schwer werden, meine Überzeugung hierbei zu theilen. Auch bin ich auf andern Wegen, die uns für jetzt zu weit abführen würden, zu der Überzeugung gelangt, daſs in der Sprachgeschichte nie ein

Consonant in einen Vokal übergeht, selbst *j* und *w* nicht ausgenommen, sondern daſs die Sprache immer nur den umgekehrten Weg geht, Vokale in Consonanten, und Consonanten bis zu gänzlicher Verschwindung erweicht. Sie behält immer die Kraft, Vokale zu dehnen, dann zu spalten, auch ganz neu zu schaffen, aber nie aus Consonanten. Alle Ausnahmen sind nur scheinbar. (1) Für mich ist also das frühere Vor-

---

(1) Nur eine Erscheinung will ich erwähnen, die nahe genug liegt, um mir mit einigem Scheine entgegengesetzt zu werden. Im Griechischen scheint *ν* oft in *α* überzugehen. Die ursprüngliche Endung des acc. sing. ist im ganzen Sprachstamme bekanntlich *m*, welches sich im Griechischen und Deutschen zu *n* abgeschwächt hat. Dieses schlieſst sich in der Regel an einen vorhergehenden Vokal an, über dessen Natur wir hier nicht entscheiden wollen. In der dritten Griechischen Deklination finden wir aber bei consonantisch auslautendem Stamm *α* statt *ν*, *κόρακ-ν*, *κόρακ-α*; *ἐλπίδ-ν*, *ἐλπίδ-α*; während er sich bei Vokalauslaute erhält: *ἔριν*, *εὔελπιν*, so gut wie in der ersten und zweiten Deklination. Dieselbe Erscheinung ist bei den scheinbar vokalisch ausgehenden Stämmen der zusammengezogenen Deklination und den Wörtern auf -*ευς*, wo aber nur ein Digamma ausgefallen ist: *τριήρε*-F-*α*, *βασιλέ*-F-*α* statt *τριηρε*-F-*ν*, *βασιλε*-F-*ν*. Ebenso scheinen die Jonier in den Formen *ἐτίθεα*, *ἔα*, *ἐτετύφεα* statt *ἐτίθην*, *ἦν*, *ἐτετύφειν* geradezu *ν* in *α* verwandelt zu haben, während das Lateinische *amab-am, er-am, amaver-am* zeigt, daſs *m*, also gr. *ν* das ursprüngliche war. Dieselbe Erscheinung zeigt sich noch in der Jonischen und Altattischen Form *τετύφαται* in Vergleich mit *πεπαίδευνται*, *πεποίηνται*, so wie in der von den Grammatikern auch Jonisch genannten aber gemein Attisch gewordenen Form *τιθέασι*, *διδόασι*, und der episch gebliebenen *ἔασι* in Vergleich mit der Dorischen *τιθέντι*, *διδόντι*, *ἐντί* (*ἔοντι*), wo wieder die übrigen Sprachen z. B. das Lateinische, zeigen, daſs *ντ* das ursprüngliche ist, *dant, legunt, sunt*. Endlich gehört noch hierher die Verwandlung wurzelhaften

**handensein des *r* Vokals gegen den *r* Consonant**

---

*n*'s in *α*, ΓΕΝ, γέγαα (statt γέγονα), ΚΤΕΝ, ἔκτακα (st. ἔκτονα), πένθος neben πάθος, βένθος neben βάθος. Dennoch braucht wohl nur im allgemeinen auf die noch weit häufigere Erscheinung aufmerksam gemacht zu werden, daſs *ν* im Griechischen sehr gern in der Mitte und am Ende geradezu abgeworfen wird, wie ἀ-privativum statt ursprünglichem ἀν-, ἄλλοθε st. ἄλλοθεν, πέρα st. πέραν; in der Mitte aber besonders in Verbindung mit *τ* vor σ: τύψα$^{\nu\tau}$ς, πᾶ$^{\nu\tau}$σι, um obige Erscheinung unter dem richtigen Gesichtspunkte anzusehen, daſs nicht *ν* zu *α* geworden, sondern ausfallendes *ν* vor sich entweder die Verlängerung des Vokals (*α* zu ᾱ: τύψᾱς; ο zu ου: λέουσι; ε zu ει: τυφθείς; υ zu ῡ: δεικνῦς) durch guna bewirkt (also nicht ε zu η), oder eine Art guna *α* hinter dem Vokal erzeugt, so daſs sich τιθέασι gerade wie τιθεῖσι zu τιθέντι verhält und weder dort *α* noch hier *ι* aus *ν* entstanden sind, sondern sich ε dort zu εα, hier zu ει gesteigert hat (vgl. mit diesem auffallenden εα neben εἰ die französische Schreibung, also frühere Aussprache *moi, croire* mit der heutigen Aussprache *moa, croare*). Dagegen wenn es hinten abfiel, lieſs es gar keine Spur zurück und in ἔα ist *α* nicht aus *ν* entstanden, sondern es fiel von der ursprünglichen Form ἔσ-αν (*eram*) ab; ebenso steht βασιλέϜα zunächst nicht für βασιλέϜν sondern für βασιλέϜαν, d. h. consonantisch auslautender Stamm zeigt vor der Endung *ν* einen Vokal.

Ebenso sind viele andere sogenannte Übergänge der liquidae in Vokale anzusehn. In dem Franz. *sauter* ist nicht das *l* von *saltare* in *u* übergegangen, sondern wie *l* im Lateinischen gern *u* vor sich hat, ἰταλός, *vitulus; pello, pepuli; facilis, facultas,* so würde *saltare* zu *solter* oder *saulter,* dann fiel das *l* aus; in andern wie *saule* aus *salix* und besonders Eigennahmen wie *Herault* (*Heraldus*), *Thibault* (*Thebaldus*) u. a., sehen wir *l* noch und doch schon *a* zu *o* umgelautet. Ebenso lautet im Englischen *l* in der Aussprache *a* zu *o* um: *all* spr. *ol*; in andern ist es schon in die Schreibung übergegangen *old* st. *ald*. In der Regel muſs aber hinter *l* noch ein Consonant folgen.

schon wegen des Vorhandenseins beider neben einander aufser Zweifel gesetzt.

35. In den verwandten Sprachen finden wir *r* schon durchgängig als Consonant gebraucht. Zu bemerken ist aber, wie im Zend der *ṛ* Vokal des Sanskrit ausgedrückt wird in entsprechenden Worten. H. Burnouf im *Journal des Savans Juill.* 1833. p. 424. bemerkt nämlich, dafs der Vokal *ṛ* im Zend der Silbe *ĕrĕ*, ε?ε entspreche und sagt: „*Ce n'est pas arbitrairement, selon nous, que l'on a fait choix de cette voyelle très brève pour en envelopper en quelque sorte la liquide et il en résulte une syllabe qui présente bien la valeur que les Anglais qui ont séjourné dans l'Inde assignent au rĭ sanscrit.*" Und allerdings würde auf unser Ohr, welches nur den consonantischen *r* Laut gewohnt ist, das vokalisch und selbstständig gesprochene *ṛ* kaum einen andern Eindruck als das engverbundene *ĕrĕ* machen. Jedenfalls ist für uns die Bezeichnung *ri* durchaus unpassend. Sie ist von den Engländern erfunden worden, weil man im Englischen z. B. in *rit* u. a. statt *ri* oft nur ein selbstständiges *r* hört, welches dann dem Sanskrit ऋ eben so nahe kommen mag, wie etwa unser *er* in *Verdienst*, oder das französische *re* in *peindre*. Die Silbe रि, *ri* ist eine ganz andere, und im Sanskrit gar nicht selten; ऋषि *ṛṡi* (*sapiens*) hat mit der Wurzel रिष् *riṡ* (*vulnerare*) in der Aussprache eben so wenig als in der Bedeutung etwas gemein, darf daher auch in der Schrift nicht verwechselt werden. Zufällig ist es, dafs die Wurzeln der 3ten Cl. auf *ṛ* in der Präsensreduplikation dem gewöhnlichen Per-

fekt folgen und *i* annehmen *bṛ* (*ferre*), *bib*ᶜ*ṛmas* (*ferimus*), statt denselben Vokal zu wiederholen, wie *dâ*, *dadâ*; *ki*, *ciki*; *hu*, *guhu*, gleich dem lateinischen perfect. *pupugi*, *momordi*. Dies berechtigt ebensowenig eine nähere Verwandtschaft zwischen *ṛ* und *i* anzunehmen, als eine paläographische Ähnlichkeit, die wir unten §. 38. sehen werden. Noch weiter führt die Bezeichnung *prî* für ऌ ab, dessen Aussprache nach den Beschreibungen vielmehr etwa einem *prr!* gleicht, und als Verdoppelung von ऋ, *pṛ* angegeben wird. Vielmehr führt uns die Paläographie auf eine andere Spur über den *ṛ* Vokal. Im Anfange der Wörter finden wir den Vokal *ṛ* ऋ geschrieben, dessen Composition aus अ und dem Haken ृ klar ist. Nahe liegt hier die Vermuthung, daſs wir darin noch eine Spur des ursprünglichen Hauches अ (s. oben §. 29.) sehen; so daſs wir hier genau ein vokalisches ῥ fänden, welches auch im Griechischen immer im Anfange der Wörter aspirirt wird, wie wir oben schon den *spiritus lenis* über den Vokalen zu vergleichen Gelegenheit hatten. Und in der That finden wir auch im Zend (s. Bopp Vgl. Gram. §. 47. 48.) das *r* überall aspirirt und wie im Griechischen auch vorausgehenden Consonanten die Aspiration mittheilend. Auch liegt es überhaupt in der Natur der Halbvokale, wozu auch das scharfe *s* gehört, aspirirt ausgesprochen zu werden. Im Griechischen zeigt auch λ, welches unter den *liquidis* dem *r* immer am nächsten steht ([1]),

---

([1]) Daher im Sanskrit auch *lṛi* ऌ als Vocal noch gilt, wo das

zuweilen aspirirende Kraft, vgl. ναυσθλῶ aus ναυτολέω, wie ἄνθρωπος aus ἀνδρός. Warum hätte man auch aufserdem nicht ऋ, welches doch gerade wie ङ und ड gebildet ist, als Zeichen des anlautenden *r* gebraucht? Doch ist es dem allgemeinen Zuge der Erweichung gemäfs, dafs wir diese ursprüngliche Aspiration des *r* in den verwandten Sprachen nicht finden, sondern *r̥dďa* (*dives*) ist g. *reikis*, ahd. *rihhi*; *r̥ǵu*, g. *rëht*, lat. *rectus*. Das griech. ῥ ist wie die goth. *hr*, *hl*, *hn*, *hv* immer aus einer andern Aspirate des Sanskrit vor *r* hervorgegangen (*sru*, ῥέω, ῥεύω; *b̌ram*, ῥέμβω?; *b̌and* ῥήγνυμι, *frango*; ῥιγόω, *frigeo* u. a.). Dagegen bewahrte anlautendes *r̥* im Griechischen seine vokalische Natur dadurch, dafs es einen Vokal vorschob; daher wir *r̥ǵu*, *rëht* in ὀρ-θός; *r̥k̆sa* in ἄρ-κτος, hier auch lateinisch *ur-sus* wieder finden.

36. Dafs nun aber auch das Superfix *r*, ˀ, ursprünglich rein vokalisch zu denken ist, geht ohne Zweifel aus der guna und wriddi Steigerung des *r* hervor; denn diese kann doch dem Begriffe der Sache nach, wie bei den andern Vokalen, so auch hier, den Vokal nicht aufheben sondern nur steigern. Wie also aus *i* durch guna *ai*, aus *u au* wird, so kann aus *r̥*

---

vokalische Element des *l* gleichsam noch durch das des *r* unterstützt wird. Durch diese durchgängige Analogie des *l* mit *r* wird auch erst begreiflich, wie im Zend das *l* ganz fehlen kann, wie im Chinesischen das *r*. Ferner haben die Vêda auch ein vokalisches ळ, *la*, welches im klassischen Sanskrit nicht mehr vorkömmt, aber in den Volksdialekten sehr gebräuchlich sein und den Ton des Doppel *ll* in den Gallischen Dialekten oder des Polnischen *ł* haben soll.

nicht *ar* sondern *a͡ṛ* werden, und durch wriddi nicht *âr* sondern *â͡ṛ*. Gleichwohl finden wir von der Wurzel कृ, *kṛ* (*facere*) durch guna कर्मन, *karmana* (*factum*) geschrieben, welches wir jetzt völlig consonantisch zu lesen gewohnt sind, weil wir uns oben *aṛ* nicht auf eine ähnlich diphthongische Weise wie *ai* vorstellen können.

37. Doch ist es allerdings klar, daſs sich gerade aus der guna Steigerung *a͡ṛ*, wenn sie wieder vor einen Vokal trat, der Consonant *r* herausbildete, gerade wie sich das zu *ai* (*ê*) gesteigerte *i* vor einem Vokale in *aj* auflösen muſste. So stehen sich vollkommen analog gegenüber:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| die Wurzel | कृ | *kṛ* (*facere*) | इ | *i* (*ire*) |
| mit guna | कर्मन | *ka͡ṛ-mana* (*factum*) | एमि | *a͡i-mi* (*êmi, eo*) |
| mit wriddi | कार्य | *kâ͡ṛ-ja* (*faciendus*) | ऐम | *â͡i-ma* (*ibamus*) |
| aufgelöst | करण | *kar-ana* (*actio*) | अयन | *aj-ana* (*via*) |
| und | कारण | *kâr-ana* (*actio*) | आयम् | *âj-am* (*ibam*) |

38. Hiernach legt sich uns die nicht ganz leicht überschauliche *r* Reihe folgendermaſsen geschichtlich auseinander. — Als sich der *ṛ* Vokal aus dem allgemeinen *a* Vokal wie *i* und *u* entwickelt hatte, wurde er wie diese suffigirt पृ, *pṛ*; im Anfange des Wortes wurde er mit der Aspiration geschrieben wie *a*, ऋ, *ṛ* [1], wegen seiner aspirirten Natur, während *i* und *u*

---

[1] Warum der durch den *ṛ* Haken weggenommene Theil des vertikalen Striches des ऋ nun dem ersten vertikalen Striche zugesetzt wird, ऋ, habe ich bis jetzt noch nicht entdecken können, doch

nicht ञ्र und ञु, sondern ohne Aspiration ड़ und ड ge-
schrieben wurden. Zunächst entstand das gunirte *aṛ*,
welches ebenso wie das gunirte *ai* (*ê*) superfigirt wurde
पे, *pai*, र्प, *paṛ*. — Hier müssen wir wieder auf die
frühere Richtung der Schrift zurückgehen, wo man
मिपे, *păimi* und र्मिप, *paṛmi* schrieb. Hieraus sehen
wir, daſs sowohl das *i* als das *ṛ* Zeichen dem zugehö-
rigen Laute ganz zur Linken gesetzt wurde und hieraus
erklärt sich, wie man bei Umdrehung der Schrift das
*i* durch ein Fulkrum stützen muſste ([1]) und den *ṛ* Vo-
kal (worauf besonders zu merken) ganz von seinem
ursprünglichen Laute trennen konnte, so daſs man
statt र्मिप nun पर्मि schrieb und den *r* Haken, welcher
eigentlich links über das प gehörte, nun rechts
über das म schrieb. Gerade dieses unzweifelhafte
Faktum spricht vor allem Andern für die frühere Rich-
tung der Schrift von der Rechten zur Linken. ([2])

39. Trat nun der gunirte *ṛ* Vokal vor einen an-
dern Vokal, so muſste er nothwendig sein zweites
Element, wie jeder andere Diphthong, zum Conso-
nanten erweichen und nun wurde das *r* als wirklicher
Consonant zum erstenmale in die Reihe der übrigen
geschrieben, und man erhielt मरण, *marana* (*mors*)
aus dem zu र्म, *maṛ* gunirten मृ, *mṛ* (*mori*), wie त्वय,

---

hat es ohne Zweifel seinen Grund und beweist von neuem, wie be-
deutsam auch der geringste Strich in dieser Schrift ist.

([1]) Über dieses unorganische Fulkrum des *i* in पि vgl. unten
§. 44. not.

([2]) Woher es kommt, daſs das einfache *ṛ* suffigirt, das gunirte
*aṛ* superfigirt wurde, werden wir weiter unten §. 47. sehen.

*kšaja* (*interitus*) aus dem zu क्षे, *kšāi* gunirten क्षि, *kši* (*perire*); doch scheint sich क्ष aus क्ष später gebildet zu haben, als ज्ञ und ञ aus ञ und उ, da es nicht mehr wie diese einen besondern Rahmen erhalten hat, sondern wie die Lingualen und *h* freistehend gebildet wurde.

40. Endlich müssen wir noch von dem *r*, welches hinter Consonanten gesprochen wird प्र *pra*, व्र *vra*, sagen, daſs es nur eine Abkürzung des Consonanten र ist, wie in allen andern Consonantverbindungen, in denen die Buchstaben oft noch unkenntlicher zusammengezogen werden; vgl. *k* in क्त्य *k-t-ja*, oder क्ष *kša*; *t* in त्त *t-ta*, त्र *t-ra*. Es ist also nicht etwa Suffix wie *r* in ृ, sondern reiner Consonant, daher es auch immer innerhalb des Rahmens geschrieben wird, nicht unter dem Buchstaben, und wenn dem ersten Consonanten der Seitenstrich fehlt, wie त्न *tna*, so wird wie bei *v* त्व *tva* ein Stück davon doch noch angesetzt. Ebensowenig ist es daher, wie in der Grammatik geschieht, mit dem Superfix र्‍ zusammenzustellen, welches überall als Vokal anzusehen ist, und welches man fälschlich, nur durch die umgedrehte Schrift verführt, zu dem folgenden Consonant zu ziehen und *ka-rmana* (*factum*) abzutheilen gewohnt ist, während man *kar-mana* abtheilen und *ar* für ebenso untrennbaren Diphthong ansehn müſste wie *dvāi-šmi*, welches die Schrift sogar zu *dvē-šmi* verbunden hat.

41. Nachdem wir so die Suffixe der kurzen und einfachen Vokale zu begreifen gesucht haben, bleiben

noch die Zeichen für die langen und zusammengesetzten Vokale übrig. Wir haben schon (oben §. 27.) gesehn, daſs, um die Länge eines Lautes, d. h. des vokalischen Elementes desselben zu bezeichnen, man durch einen doppelten Unterscheidungsstrich sehr passend den Leser gleichsam auf dem Laute länger zurückhielt, so daſs पा die Bedeutung *pa͡* oder *pâ*, denn das war gleichbedeutend, und आ die Bedeutung *â* erhielt. Man hat schon öfter die Meinung aufgestellt, daſs alle langen Vokale durch Verdoppelung der einfachen entstanden wären, und dies ist in Bezug auf ihren Werth vielleicht ganz richtig; doch hoffe ich der Paläographie bis hierher schon soviel Autorität verschafft zu haben, daſs man auch in diesem Falle ihren Ausspruch näherer Untersuchung würdigen wird, selbst wenn die Sprachforschung keinen unmittelbaren Nutzen daraus ziehen könnte. Die Paläographie unterscheidet hier zwischen den Lauten. *a*, wie wir gesehn haben, verdoppelt sie nicht, weil sie es gar nicht getrennt schreibt, sondern dehnt es zu *â*; das *u* dagegen verdoppelt sie, indem sie das *u* Suffix ु zu ू oder ू, und ebenso im Anfange उ, *u* zu ऊ, *û*, verdoppelt. Beim *i* sehen wir beides. In der Mitte der Wörter wird es gedehnt, indem man das *i* Superfix über den doppelten Rahmen des Lautes setzt und पी, *pî* schreibt. Im Anfange der Wörter wird dagegen *i* verdoppelt, indem man über das इ noch das Suffix setzt und ई schreibt.

42. Wenn wir die ursprüngliche Untrennbarkeit des Vokals und Consonanten festhalten, so müssen

wir durchaus die Dehnung für früher als die Verdoppelung halten, weil letztere immer schon eine bewufste Selbstständigkeit des getrennten Vokals voraussetzt. Daher dürfen wir die Erscheinung, dafs *i* in der Mitte gedehnt, im Anfange verdoppelt wird mit Recht in Verbindung mit dem früheren Resultate setzen, dafs die Vokale früher allein inlautend waren, später erst anlautend wurden; und dafs wir *u* selbst in der Mitte schon verdoppelt finden, ist uns hier die erste Spur, dafs der *u* Vokal später als der *i* Vokal entstanden ist, wovon wir später noch mehrere finden werden. Dafs dennoch faktisch *â* aus zwei äufserlich zusammenstofsenden *a* entstehen kann, ist natürlich kein Beweis gegen die ursprünglichere Dehnung; denn das Zusammenstofsen von Vokalen kann ja überhaupt erst entstehen, wenn sich die Laute schon in Consonanten und selbstständige Vokale getrennt haben. Dafs man aber im Deutschen (s. Grimm Gr. I. p. 6.) so wie auch im Lateinischen und Griechischen sämmtliche lange Vokale als Verdoppelung der einfachen ansehe, worauf auch frühere Schreibung des *â* durch *aa* u. s. w. führt, scheint mir für diese Sprachen weit erspriefslicher und das einzig richtige, weil, wie schon oben bemerkt, in diesen, namentlich der Deutschen Sprache, der Vokalismus viel inniger schon in die ersten Elemente eingedrungen ist, als im Sanskrit und besonders in den Semitischen Sprachen; so wie überhaupt für die Erforschung der einzelnen Sprachen nichts störender werden kann und in neuster Zeit schon hie und da geworden ist, als ein voreiliges und

unvorsichtiges Übertragen allgemeiner Sprachgesetze auf den Entwickelungsgang einzelner Sprachen, die sich schon lange von dem allgemeinen Leben des Sprachstammes losgerissen und wieder andere Wurzeln geschlagen haben. Wir würden nie zu einer so vollendeten Deutschen Grammatik gekommen sein, wenn ihre Wurzeln erst aus verwandten Sprachen oder selbst aus dem ganzen Sprachstamme hätten gewonnen werden sollen und die allgemeinen Gesetze des Sprachstammes anders als äusserlich vergleichend herbeigezogen worden wären. So mag man immer für den Begriff des Schlafens als letzte Wurzel des ganzen Sprachstammes *SP* finden; das darf nie hindern, für das Sanskrit die besondere Wurzel स्वप्, *SVAP* (*svap-nas*, der Schlaf), für das Gothische *SLÉP* (*slép-s*, *slép-an*), für das Lateinische *SOP* (*sop-or*, *sop-io*, *som-nus*), für das Griechische ΥΠ (ὕπ-νος, ὑπ-νάω) als die allein richtigen aufzustellen. Die allgemeinen Gesetze des Sprachstammes können die Erscheinungen in den einzelnen Sprachen nie berichtigen; sondern nur besser begreifen lehren.

43. Wir gehen zu den Diphthongen über, ए oder ए, *ê*, ऐ *âi*, ओ *ô*, औ *âu*. Über diese hat uns bisher die Grammatik gelehrt, dafs *ê* und *ô* aus *ai* und *au*, $\overline{ai}$ und $\overline{au}$ aus *âi* und *âu* entstanden seien, dafs sich folglich *ê* und $\overline{ai}$ gerade wie *ô* und $\overline{au}$ zu *a* verhalten. Die Paläographie wird uns hier genauer scheiden lehren und uns zeigen, dafs *ô* und $\overline{au}$ schwerer sind, als *ê* und $\overline{ai}$. Hier erinnern wir zunächst an die Wahrnehmung, welche Hr. Prof. Bopp (Vgl. Gr.

§. 5.) gemacht hat, dafs *i* der leichteste unter den drei Grundvokalen ist, dafs sich *a* in *i* abschwächen kann, wie auch im Lateinischen *jacio*, *abjicio*; *amicus*, *inimicus*. Über das Gewicht des *u* Vokals entscheidet er nichts (§. 6.), sondern erklärt ihn für charaktervoller und beständiger; doch müssen wir *u* wohl auch für schwerer als *i* anerkennen, wenn sich die Abschwächung, die er für *i* aus *a* nachgewiesen hat, auch für *i* aus *u* nachweisen läfst.

Diese ist aber für das Lateinische eben so unzweifelhaft, wie die erstere, indem die Formen *maxumus*, *optumus*, *portubus*, *arcubus*, *existumo*, *lubet*, *clupeus*, *inclutus*, *mancupo*, *pontufex* (s. O. Müller *ad Varron. de* L. L. V., §. 83.) u. a. unzweifelhaft die ältern sind gegen *maximus*, *portibus*, *libet etc.* — Die ganze Genitivendung der 3ten Deklination hat sich aus *-us* in *-is* abgeschwächt, wie alterthümliche Formen, wie *ejus*, *hujus*, *alius etc.* und veraltete wie *Castorus*, *nominus*, *senatuos*, u. a. so wie die entsprechende Griechische Endung -ος, θηρός, ἰχθύος, βοός beweisen. Desgl. scheint in der dritten Conjugation früher die erste Person Plur. ebenso constant *u* gehabt zu haben, obgleich es sich nur in wenigen Fällen erhalten hat, wie *sumus*, *volumus*, wie es die Griechische Conjugation in -ομεν dor. -ομες zeigt, und auch im Lateinischen noch die 3te Person Plur. in *-unt*. Ebenso ist im Griechischen der Laut des υ erst durch den Ionischen Mund dem *i* so nahe gebracht, während er früher *u* lautete, daher wir in Dorischen Inschriften auch später noch κȣνες, τȣ u. a. statt κύνες, σύ geschrieben

finden. Dieselbe Schwächung des *u* zu *ü* kehrt im Französischen wieder.

Für das Sanskrit selbst eigentliche Schwächung nachzuweisen heifst immer etwas anderes als in den verwandten Sprachen. Hier haben wir immer eine Geschichte der Sprache; für das Sanskrit haben wir fast keine Geschichte bevor die Vêda's vollständig zugänglich sind. Im Sanskrit kommt es daher ganz besonders darauf an, die Geschichte des Alphabets selbst zu kennen; woraus soll man sonst abnehmen, dafs die Imperativendung *-d'i* in युङ्ग्धि *jungd'i* (*junge*) ursprünglicher als *-hi* in युनीहि, *juṇhi* (*junge*) ist? und dafs hier folglich die Griechische Sprache das Ursprüngliche wie in manchen andern Fällen fester gehalten hat als das Sanskrit selbst, indem sie das -θι noch der ganzen -μι Conjugation läfst?

Für die Abschwächung des *a* zu *i* hat uns Hr. Prof. Bopp (Vgl. Gr. §. 6.) einige Beispiele in der Formenlehre versprochen, und allerdings, wenn wir uns nicht durch den falschen Grundsatz, dafs Alles was wir im Sanskrit finden ohne Ausnahme ursprünglicher als das Entsprechende der verwandten Sprachen sei, die Hände binden, so müssen wir z. B. in dem *i* des Sanskrit *pitâ* gegen das latein. *pater*, gr. πατήρ, g. *fadrs*, Zend *patâ* eine Abschwächung aus ursprünglichem *a* anerkennen, die vielleicht durch den starken Accent auf der Endsilbe, welcher im nominat. auch das ursprüngliche *r* unterdrückt hat, herbeigeführt ist. Ebenso stehe ich nicht an, die erste Person Plur. im âtmanêp. *-mahi* für abgeschwächt zu halten im

Vergleich zum Griechisch. -μεθα, Goth. -nda, indem sich sowohl *d* in *h* als *a* in *i* schwächte. Dasselbe Faktum kehrt in der Deklination und Conjugation häufig wieder. So verhält sich das feminine -*â*, *dêvat-â*, *divin-a*, θεί-α (von *dêvat-as*, *divin-us*, θεῖ-ος) zu dem im Sanskrit weit häufigeren feminin. -*î*, *dev-î*, *de-a*, θε-ά (von *dêv-as*, *de-us*, θε-ός), während die verwandten Sprachen constant im femin. das ursprüngliche *a* behalten. Darauf gründet sich der Wechsel von -*nâ* und -*nî* in der Cl. 9. (Bopp Gr. §. 384.), worüber unten §. 52. Darauf ferner die Endung des nominat. plur. neutr., die im Sanskrit durchgängig -*i*, in den verwandten Sprachen -*a* hat, und noch manche andere Erscheinung in der Conj. und Deklination.

Was das Verhältnifs der Schwere des *i* gegen *u* im Sanskrit betrifft, so sind die verwandten Sprachen nicht mit gleichem Rechte anzuführen, weil sich beide Vokale aus *a* entwickelt haben und *akśis*, das Auge, nicht aus *akśus* geschwächt zu sein braucht, weil das Lateinische *oc-ul-us* nach der zweiten Deklination geht. Wohl aber dürfen wir einen Schlufs auf das gegenseitige Verhältnifs der Schwere machen, wenn wir z.B. das Pronomen der 3ten Pers. *ta* in dem stärker suffigirten genus, tempus, modus, numerus zu *tu*, in dem schwächer suffigirten zu *ti* verändert finden, vorausgesetzt, was mir durch die neuere Sprachforschung schon vollkommen bewiesen scheint, dafs man in den drei Personalendungen durchgängig dieselben drei Personalpronomina zu erkennen hat und der

ganze Unterschied in der verschiedenen Verstärkung, Abschwächung oder Verbindung liegt. So findet sich im Sanskrit wie in den verwandten Sprachen die 2te Pers. Sing. Imperat. überall sehr abgeschwächt, die erste und dritte dagegen verstärkt, wenn man sie z. B. mit den Praes. Suffixen vergleicht (s. Bopp Gr. §. 313.). Es ist daher sicher kein Zufall, daſs die dritte Pers., die sich im Pass. durch Gunirung vom Activ. unterscheidet, im Imperat. *u* statt des *i* des Praes. zeigt. So finden wir also

*tuda* (*tundere*), *tuda-ti* (*tundit*), *tuda-tu* (*tundi-to*)
*tudan-ti* (*tundunt*), *tudan-tu* (*tundun-to*).

Daſs dies nicht zufällig ist, zeigen die verwandten Sprachen, wo dasselbe Verhältniſs noch öfter vorkommt. So unterscheidet sich das Praes. Pass. vom Act. durch Gunirung *τίθη-μι*, *-σ(ι)* (vgl. *ἐσ-σί* dor. und ion.), *-τι* (dor. vgl. *ἐς-τί*), plur. *-ν-τι* (dor.) wird *τίθε-μαι*, *-σαι*, *-ται*, *-ν-ται*; dagegen wirft das Imperfect im Act. die Personenvokale ab, im Pass. nimmt es *-ο* an: *ἐτίθε-(μο)*, *-σο*, *-το*, *-ν-το*. Im Gothischen unterscheidet sich im Praeter. der stärkere Plur. von dem schwächern Sing. durch *u*: *nêm-um*, *-uþ*, *-un*, während der Sg. den Vokal ganz abwirft. Für das Sanskrit gewinnen wir durch die Beachtung dieses Verhältnisses von *u* zu *i* vielleicht noch Aufschluſs für eine andere Erscheinung. Die Lokativ-Endung im Pl. ist *-su*, im Sg. *-i*; die vorhandenen Mittelglieder scheinen mir ihre Identität zu beweisen. Diese sind der Wechsel im Sg. zwischen *-i* und *-s* (welches dann mit dem genit. zusammenfällt, s. Bopp Gr. §. 131. Vgl. Gr.

§. 198.) und die Griechische Lokativendung -σι im Pl. (s. Bopp Vgl. Gr. §. 250.), die dem Sg. -*i* noch näher steht. Ich zweifle nicht, dafs dem locat. pl. *b'û-ś u* gr. γαῖ-σι zunächst der Vêda-Lokativ *b'û-va-s*(*i*) (s. unten §. 51.), dann der gewöhnliche locat. *b'uv*-(*s*)*i* entspricht, dafs folglich dem Pl. -*su* ursprünglich ein Sg. -*si* gegenübersteht.

Soviel über die geringere Schwere des *i* gegen *u*, die wie natürlich für das Sanskrit nicht so einfach, wie in den verwandten Sprachen, nachgewiesen werden konnte. Hat man sich aber davon überzeugt, so finden wir zugleich darin eine neue Spur für die Bemerkung, die wir im vorigen Paragraph machten, dafs *u* etwas jüngern Ursprung als *i* verrathe; da sich im Vokalsystem durchgängig die schweren Vokale aus und nach den leichtern, die zusammengesetztern aus den einfachern gebildet haben.

44. Indem wir aber das einfache *i* für ursprünglicher und leichter als das einfache *u* erkannt haben, müssen wir auch die Compositionen mit *i*, die Diphthonge *ê* und *ai* für leichter, als die mit *u*, *ô* und *au* halten, und in der That spricht dafür die Paläographie noch viel deutlicher als für das Verhältnifs von *i* und *u*. Indem die Form des ओ, *ô* noch deutlich ihre Entstehung erkennen läfst, hat ए oder े *ê* schon eine ganz selbstständige, mit keinem Superfix verbundene Form, wie *i* und *u*; erst ऐ, *ai* erhält ein Superfix, welches beim औ, *au* verdoppelt werden mufs. Ebenso sehen wir in der Mitte der Wörter पो *pô* und पौ *pau* mit Wiederholung des Unterscheidungsstriches bezeich-

net, der bei पे *pê* und पै *pai* nicht geschrieben wird. Wir sehen also beidemal die *u* Diphthonge einen Schritt voraus gegen die *i* Diphthonge. (1)

---

(1) Dasselbe Verhältniſs bleibt bei einer andern in den Handschriften gar nicht seltenen Bezeichnungsart der Diphthonge, nach welcher पॎ statt पे, *pê*, पॎे statt पै, *pai*, पॎा statt पो, *pô*, पॎो statt पौ, *pàu* geschrieben wird. Ich erwähne dieser Schreibart nur in einer Note, weil sie nichts Neues lehrt, sondern selbst nur erklärt sein will. Sie hat das Ansehn groſser Simplicität und daher Ursprünglichkeit, welche letztere ihr jedoch durchaus abzusprechen ist. Dies geht nach den bisherigen Entwickelungen schon daraus hervor, daſs sie eben theilweise aufhört, die vokalischen Nüancen des *pê* und *pô* durch Superfixe zu bezeichnen, ohne doch das diphthongische Superfix ˋ, welches sie wenigstens in der wriddʻi Steigerung beibehält, ganz entbehren zu können. Mit dem zweiten Unterscheidungsstriche von पा, पो, पौ, पी, welcher nicht die Veränderung, sondern nur die Länge oder Schwere des vokalischen Elementes bedeutet, ist jener linke Seitenstrich von पॎ, *pê* und पॎा, *pô* gar nicht zu vergleichen. Wohl aber erinnert dieser Strich zur Linken sogleich an das Fulcrum von पि, *pi* statt des ursprünglichen ˋप, und hier scheint auch die Erklärung zu suchen. Wie die übrigen Superfixe standen wahrscheinlich auch die diphthongischen bei der frühern Schriftrichtung den Buchstaben ganz zur Linken, und man schrieb ˋप, ˋˋप, ˋपा, ˋˋपा, wie ˋप (*pi*); später gab man allen diesen Superfixen fulcra und schrieb पॎ, पॎे, पॎा, पॎो, wie पि. Bediente man sich aber einmal dieser fulcra bei den Diphthongen, so konnte man sich offenbar bei पॎ *pê* und पॎा *pô* das Superfix ganz, bei पॎे *pai* und पॎो *pau* das eine ersparen, ohne Miſsverständnisse zu veranlassen, und erhielt somit jene beiden Schreibungen, unter denen wir folglich die unsrer gewöhnlichen Druckschrift durchaus für die ursprüngliche halten müssen, obgleich ich auch der zweiten, die sich wieder auf die früher umgekehrte Richtung der Schrift gründet, so gut wie der jetzt allein üblichen Schreibung des *i* ein ziemlich hohes Alter nicht streitig machen will.

Aus dieser Bezeichnungsart wird aber wieder sehr deutlich, wie unrecht man hat, in der Mitte der Wörter ा für ein Zeichen des *ā* zu halten. Wäre dies der Fall, so müfste offenbar वे und वै dem *păi* und *pău*, वो und वौ dem *pâi* und *pâu* entsprechen, während die Verdoppelung hier im Gegentheil das schwerere Gewicht des *u* Vokals gegen den *i* Vokal anzudeuten scheint.

45. Als Superfix aller 4 Diphthonge sehen wir also ` und es scheint daher kein Zufall, wenn gerade ए, *ê* wieder eine Ausnahme macht, und im Anfange der Wörter, wohin, wie wir gesehn haben, die Vokale überhaupt erst später dringen konnten, dieses Zeichen, und mit ihm, wenigstens für die Schrift, zugleich seinen diphthongischen Charakter ablegt, während es in der Mitte das Zeichen bewahrt, welches ओ *ô* auch im Anfange der Wörter nicht ablegt. Zur Rechtfertigung erinnern wir noch an die oben §. 41. 42. schon vorgekommenen Analogieen, so wie an die in §. 10. gemachte Bemerkung, dafs neben *a*, *i*, *u* auch *ê*, aber nicht *ô* einen besondern Nasal, das ञ erzeugt hat, ein neuer Beweis, wie nahe es den einfachen Vokalen steht, da es ihrer produktiven Kraft schon theilhaftig geworden ist.

Wir fügen noch hinzu, dafs die Reihe *a-o-u* in allen Sprachen und im Munde selbst weit gedrängter, einander näher, stehen, als die Reihe *a - e - i*; daher konnte auch *o* erst später zwischen *a* und *u*, als *e* zwischen *a* und *i* eingeschoben werden, da sich immer die entferntesten Punkte am frühsten festsetzen (s. oben §. 34.). Es mufste sich am spätesten unter den 5 reinen

Vokalen bilden. So zeigt die Sanskritpaläographie, dafs ओ, *ó* gleichsam nur eine Nüance von आ, *â* ist. Ebenso finden wir im Hebräischen das *o* unmittelbar aus dem *â* hervorgehen, denn es hat ganz dasselbe Zeichen und sogar denselben Namen *kamez*, nur wird es das geschärfte *kamez chatuf*. Dafs man im Hebräischen der Silbe leicht ansehen kann, ob sie geschärft oder nicht geschärft zu sprechen ist, giebt natürlich keinen Grund ab, warum man für *o* das Zeichen des *â* und nicht z.B. des *ê* wählte. Der Grund mufs in der Geschichte der Sprache liegen. — Im Griechischen und Lateinischen dagegen ist das *o* nicht wie im Sanskrit und Hebräischen eine Nüance vom *a*, sondern vom *u*; an dieses lehnt es sich an, wechselt mit ihm in weitester Ausdehnung; die Beispiele sind bekannt und aller Orten. Entfernter liegt, was ich in meiner Abhandlung über die Eugubinischen Tafeln p. 76. ausführlicher und in seinem Zusammenhange nachgewiesen habe, dafs auch hier wieder die Paläographie auffallend bestätigt und durch Vergleichung der Semitischen Alphabete lehrt, dafs V (die alte Form des Griechischen *v* und im Etruskischen und Umbrischen die einzige Form für *o* und *u*) ursprünglich gar kein von O verschiedenes Zeichen war, sondern einer gewöhnlichen Analogie folgt (s. Kopp Bilder und Schrift II. p. 392.), nach welcher die geschlossenen Buchstabenzeichen mit den oben geöffneten in den verschiedenen Zeiten und Alphabeten wechseln. Immer werden wir wieder darauf zurückgeführt, dafs die Entfernung zwischen *a* und *u* zu gering ist, als dafs sich sehr früh zwischen

ihnen ein von beiden Seiten scharf getrennter und gleich weit entfernter Vokal *o* hätte feststellen können.

46. Auch die Gestalt des ए oder ऐ liegt nicht mehr so klar in ihrer Entstehung vor, wie man es von einem Diphthonge erwarten sollte. Ohne viel Gewicht hierauf legen zu wollen, scheint sie mir aus dem *i* Haken gebildet zu sein, und vielleicht bewirkt zu haben, dafs sich derselbe Haken beim anlautenden *i*, इ nach der andern Seite gewendet hat. Soviel ist klar, dafs alle 4 Zeichen der Diphthonge durchaus einfach sind und auf keine Weise paläographisch eine Composition von *a* und *i* oder *u* zeigen; denn dafs der wiederholte Unterscheidungsstrich von पो und पौ hier am allerwenigsten *â* bedeuten kann, haben wir oben §. 44. gesehn, da es ja für *pó*=*pă*+*u* ganz unrichtig wäre. Wir können für das diphthongische Unterscheidungszeichen allein den Strich ◌ anerkennen, welches bei den *i* Diphthongen über den einfachen, bei den *u* Diphthongen über den gedehnten Silbenlaut gesetzt wird.

47. Auch dieser Umstand scheint mir vollkommen in der Sprache gegründet zu sein. Er beruht auf der unserm Sprachstamme so wesentlichen und ursprünglichen *guna*- und *wridd'i*-Steigerung der Vokale *i*, *u* und *r*, die wir jetzt etwas weiter verfolgen müssen, um auch in der Sprache nachzuweisen, was uns so eben die Paläographie lehrte, dafs die 4 Diphthonge ursprünglich nicht Compositionen von *a* mit *i* und *u* sind, sondern sich aus *i* und *u* allein herausbilden, und sich später, als schon getrennte

Vokale zusammenstofsen konnten, rein äufserlich mit den auf diese neue und ursprüngliche Art gebildeten Diphthongen begegnen, mit welchen sie allerdings ziemlich gleichen grammatischen Werth haben. Gerade die Erscheinung der guna- und wriddi-Steigerung im Sanskrit giebt uns wieder ein merkwürdiges Beispiel, wie diese Sprache mit einer wunderbaren Klarheit in ihrer Schrift und Grammatik aufgefafst und dadurch auch für uns noch überall fast physisch zu begreifen ist.

Über den grammatischen Werth kann nach dem, was Hr. Prof. Bopp darüber dargelegt hat, kein Zweifel mehr sein. Wollen wir uns aber den physiologischen Grund davon etwa zur Anschauung bringen, so können wir gewifs damit vergleichen, wie man noch in unsrer, so wie zu jeder Zeit genöthigt ist, ein *i* oder *u* um es in weite Ferne hinzurufen zu *e* und *o* zu steigern, weil die Mundöffnung für jene beiden Vokale zu gering ist, als dafs der Ton weit gehört werden könnte. Da nun die guna-Steigerung in der Grammatik keinen andern Zweck hat, als den Vokal wirklich zu steigern, so sieht man, warum gerade die dynamischen Lautsteigerungen aus *i* nie *ī*, aus *u* nie *ū* machen, noch auch willkührlich etwa *i* in *au* oder *iō* verändern, sondern immer nur *i* in *ē*, dann zu *ai*, und *u* in *ō*, dann zu *au* steigern. Ein anderer wird die eigentliche Natur der guna- und wriddi-Steigerung sich vielleicht deutlicher vergegenwärtigen können, wenn er sich die physische Bedeutung der Interjektionen *i*! und *hu*!, *ē*! und *ō*!, *ai*! und *au*! zum

Bewufstsein bringt und darauf merkt, wie die verschiedenen Grade des Schmerzes oder der Freude ihnen im gemeinen Leben entsprechen. Doch ist es immer gefährlich, von einer Bedeutung der Empfindungslaute zu sprechen, von denen nur wenige das Bedürfnifs fühlen werden, sich Rechenschaft zu geben und in deren Entwickelung man auf der Stelle grundlosen Einbildungen hingegeben ist, sobald man sich über die einfachsten und durch überall wiederkehrende Analogieen unzweifelhaften Erscheinungen hinauswagt. Es würde an Beweisen aus der neusten Litteratur nicht fehlen. Lassen wir also dieses Feld unberührt und beschränken wir uns auf die klare Thatsache, dafs guna-Steigerung nicht allein im Sanskrit, sondern sehr wesentlich im Gothischen und unverkennbar auch im Griechischen und Lateinischen eins der ursprünglichsten Bildungsmittel für die Sprache war. Sie geht neben einer wohl noch ältern, aber unbehülflicheren Steigerung durch Reduplikation der Silben her, die allmählig mehr verschwindet, oder sich doch in engern Gränzen zusammenzieht. Eine Nebenart der guna-Steigerung von geringerem Umfange ist die Steigerung des Vokals durch einen hinter demselben sich entwickelnden Nasal. — Auf diese drei Arten dynamischer Lautsteigerung lassen sich, soviel ich sehe, alle übrigen zurückzuführen. Das eigentliche Feld ihrer Wirksamkeit war das Zeitwort, welches im Gegensatze zum Nomen einer weit mannigfaltigeren Entwickelung bedurfte.

48. Da es darauf ankommt, die Richtigkeit dieses Satzes wirklich nachzuweisen, so müssen wir hier der Weiterbildung der Sprache aus den Wurzeln etwas aufmerksamer folgen, um dann mit gröſserer Sicherheit unsern eigentlichen Faden wieder aufzunehmen. Wir müssen uns auf die beiden hauptsächlichsten Wurzelsteigerungen im Präsens und Perfektum beschränken, und können dies um so füglicher, da alle übrigen Verstärkungen der Wurzel von ihnen mehr oder weniger abgeleitet scheinen.

In Bezug auf diese beiden Haupttempora sehen wir aber, daſs beide sich derselben Mittel zur Verstärkung bedienen, im Präsens aber die Verstärkung immer mehr schwindet, im Perfektum sich länger und stärker erhält. Wir können erstere etwa mit einem guna, letztere mit einem wridd'i im allgemeinen vergleichen, und während sich guna vielfach ganz wieder auflöste, sank wridd'i häufig wieder zu guna herab. Am deutlichsten liegen die Erscheinungen immer im Sanskrit und Gothischen vor; das Lateinische und Griechische haben in ihren Bildungen dieser Art den Zusammenhang verloren, und bieten immer nur einzelne Belege.

Die älteste Verstärkung ist die Reduplikation; diese findet sich im Praes. nur im Sanskrit noch bei einer ganzen Klasse, der 3ten, welche lauter sehr alterthümliche Wurzeln umfaſst. Diese hat das Griechische noch am meisten bewahrt vgl. *gâ* (βίβημι), *dâ* (δίδωμι), *d'â* (τίθημι), *mâ* (μιμέομαι), *b'î* (φέβομαι), *g'an* (γίγνομαι), während es andern, wie *b'r* (φέρω), *hu*

(*θύω*) aufgegeben haben. Im Lateinischen finden wir wenig Präsensreduplikationen, wie in *bibo*, *gigno*; das Gothische zeigt kaum eine Spur, wie dieses überhaupt Neigung zur Präsensschwächung zeigt. Doch scheint *gagga* s. *gâ* oder *gam* so gebildet zu sein. Im Perf. hat sich diese kräftige Verstärkung im Sanskrit und Griechischen noch fast durchgängig erhalten; im Gothischen in den 6 ersten Conjugationen, im Lateinischen in einer Anzahl Verba.

Um die Gunirung richtig zu erkennen und die namentlich in der Sanskritconjugation so sonderbaren, anscheinend willkührlichen Einschiebungen von Vokalen und Consonanten auf ihren Begriff zurückzuführen, müssen wir uns zuerst wieder darauf berufen, was wir oben erkannt hatten, dafs die Sprache durchaus auf ursprüngliche Lautabtheilung hinweist, und dafs, wenn diese auch später verletzt werden mufste, dies doch am wenigsten von den Stämmen anzunehmen ist. Nothwendigerweise waren daher alle jetzt anscheinend consonantisch auslautenden Stämme ursprünglich zweilautig oder zweisilbig. Im Sanskrit tritt dies noch ganz unzweifelhaft hervor und wirft namentlich vollkommenes Licht auf die Conjugationsbildung. Wie das Unterdrücken oder Hervortreten des ersten oder zweiten Vokals eben nur von den Verhältnissen abhängt, unter denen sich die Wurzel weiter bildet, zeigt sich unter andern deutlich bei Wurzeln, wie *d'mâ* (*flare*), *mnâ* (*meditari*). Diese haben den ersten Vokal unterdrückt; er mufs aber in der

Bildung wieder hervortreten, da sie nach der ersten Conjugation flektirt werden, welche beide Vokale verstärkt; und die Grammatik sagt daher, dafs diese Wurzeln sich erst zu *d'am*, *man* umbilden müssen (s. Bopp Gr. r. 327.), während vielmehr die Wurzel *d'ama*, *mana*, wie *bud'a* lautete. *bud'a* wurde durch doppelte Verstärkung *bôd'â-mi*, *d'ama* verstärkte den letzten, und hielt den ersten, der in andern Formen ganz verloren ging, wenigstens fest *d'amâ-mi*, *manâ-mi*. Eine andere Unterdrückung des ersten Vokals sehen wir in der dritten reduplicirenden Classe. Diese umfafst eigentlich nur einsilbige Stämme; wo sie aber sogar zweisilbige wie *g'ana* (*generare*), *b'asa* (*splendere*) ergriffen hat, unterdrückt sie den ersten Vokal und bildet *g'ag'-na-ti* (*generant*), *b'ap-sa-ti* (*splendent*), statt *g'a-g'ana-ti*, *b'a-b'asa-ti*.

Weit öfter wird der zweite Vokal unterdrückt, und wenn wir die Conjugationen der zweisilbigen Wurzeln übersehen, so finden wir zwar vor der Endung der 3. Plur. *-ti* (1) noch in allen Klassen beide Vokale erhalten, aufser der 3ten, welche den ersten Vokal wegen der Reduplikation auswirft: *b'ap-sa-ti* und der 9ten, welche nur einsilbige Wurzeln befafst, also: Cl. 1. *bud'a*, *bôd'an-ti*. Cl. 2. *dvis'a*, *dvis'an-ti*. Cl. 4. *s'uc'i*, *s'uc'jan-ti*. Cl. 5. *s'aku*, *s'a-*

---

(1) Warum ich in *dvis'an-ti* das *n* als Verstärkung des zweiten Vokals und nicht *nt* als Pronomen ansehe, wird sich unten zeigen. s. §. 59.

*knuvan-ti.* Cl. 6. *tuda, tudan-ti.* Cl. 7. *juga, jungan-ti.* Cl. 8. *tanu, tanu-mas, tanvan-ti.* Cl. 10. *ćuri, ćôrajan-ti;* vor dem starken Endungen aber erhalten sie sich beide nur in Cl. 1. 4. 5. 6. 8. 10: *bôdâmas, sućjâ-mas, śaknu-mas, tudâ-mas, tanu-mas, ćôrajâ-mas;* Cl. 2. und 7. werfen den zweiten Vokal aus: *dviś-mas, jung-mas.* (¹) Dies in Beziehung auf die Bewahrung der beiden Wurzelvokale überhaupt.

49. In Bezug auf die Gunasteigerung derselben, sehen wir Folgendes Verhältnifs der Klassen.

*A.* Vor den schwachen Endungen:

1) beide Vokale gunirt in Cl. 1. und 10: *buda, bôdâmi; ćuri, ćôrajâ-mi.* (²)

2) nur der zweite Vokal gunirt in Cl. 4. 6. 8: *sući, sućja, sućjâ-mi; tuda, tudâ-mi; tanu, tanô-mi.* Nebst der *n* Verstärkung in Cl. 5: *śaku, śaknô-mi.*

---

(¹) Dafs ich mich hier und im Folgenden fast nur auf das Praes. beschränke, weil hier die Erscheinungen am deutlichsten vortreten, fordert die Beschränkung, die mir der Zweck dieser paläographischen Untersuchungen auflegt. Wie sich die ursprüngliche Zwei- oder Einlautigkeit der Wurzeln in den übrigen Abwandlungen, besonders den die Wurzelvokale schwächenden *temporibus generalibus* erhalten oder modificirt hat, bedarf gar keiner neuen Nachweisungen. Die Schwächung geht auf demselben Wege fort, wie wir sie schon im Praesens bemerken können. Und alle Abschwächung ist für uns leichter, als innere Verstärkung zu begreifen und zu verfolgen.

(²) Über die Dehnung von *ćuri* zu *ćurja, śući* zu *śućja, junga* zu *jvinga*, s. unten §. 51. 52.

3) Nur der erste Vokal gunirt in Cl. 2: *dvis'a*, *dvês'-mi*.

4) Ohne alle Gunirung in Cl. 7, aber mit *n* Verstärkung: *jug'a*, *jun(a)g'-mi*.

*B*. Vor den starken Endungen.

1) Beide Vokale gunirt in Cl. 1. und 10: *bôd'â-mas*, *c'ôrajâ-mas*; doch in der zweiten Person schon *bôd'a-t'a*, *c'ôraja-t'a*.

2) Nur der zweite Vokal gunirt in Cl. 4. und 6. *s'uc'jâ-mas*, *tudâ-mas*; doch in der zweiten Person schon *s'uc'ja-t'a*, *tuda-t'a*.

3) Nur der erste Vokal gunirt, gar nicht mehr.

4) Ohne alle Gunirung

*a*) aber mit beiden Vokalen Cl. 8: *tanu-mas*; mit *n* Verstärkung Cl. 5: *s'aknu-mas*.

*b*) nur mit erstem Vokal Cl. 2: *dvis'-mas*; mit *n* Verstärkung Cl. 7: *jung'-mas*.

Im Gothischen hat sich der zweite Vokal durchgängig schon so innig mit den Personenendungen verschmolzen, dafs man füglich hier schon die Wurzel als auf Consonanten auslautend betrachten und die Personenendungen als vokalanlautend ansehn kann. Denn jedes Pronominalsuffix hat hier schon seinen ursprünglich folgenden Vokal aufgegeben, und statt dessen vor sich einen bestimmten, von der Wurzel gar nicht abhängigen Vokal gebildet. Während sich *b'ug'a* (*flectere*) in *b'ug'â-mas* noch von *gani* (*incipere*) in *ganajâ-mas* und von *tanu* (*τανύειν*) in *tanu-mas* u. s. w. unterscheidet, endigen sich im Gothi-

schen alle starken Verba in der ersten Person auf *-am*: *biug-am*, *du-ginn-am*; in der zweiten auf *iþ*, u. s. w. und nur in der schwachen Conjugation haben sich noch die Spuren früherer Verschiedenheit des zweiten Vokals erhalten. Die Gunirung des zweiten Vokals ist daher nur in der schwachen Conjugation zu suchen, während die starke, als die ältere, folglich gewissermaſsen abgenutztere ([1]), ihn der Wurzel fast entzieht und den Wechsel der Gunirung auf den ersten beschränken muſs. Diese hat sich im Praesens da am stärksten erhalten, wo das Perfekt die noch stärkere Reduplikation festgehalten hat, in den 6 ersten Conjugationen, in denen wir als Vokale des Präsens *ái*, *áu*, *ē*, *ái*, *ē* finden. Die erste hat sie aufgegeben, weil sie eine consonantische Vermehrung der Wurzel vorgezogen hat. Von den folgenden Conjugationen haben 7. 8. 9. im Praeterit. statt der Reduplikation nur guna erhalten und zeigen die Vokale *ó*, *ái*, *áu*; vor den schweren Pluralendungen heben 8. und 9. die Gunirung wieder auf und schwächen im Praesens das guna *a* zu *e* und *i*, indem es statt *ái* und *áu* nur noch *ei* und *iu* zeigt (vgl. Bopp Vgl. Gr. §. 27.). Die drei letzten Conjugationen nehmen selbst im Praeter. kein guna an, sondern behalten einfaches *a* und schwächen die-

---

([1]) Dieses geringere Festhalten des zweiten Vokals in der starken Conjugation ist allerdings eine Art Altersschwäche zu nennen; die zweite schwache Conjugation, die den gunirten zweiten Vokal am festesten hält, scheint mir eben deswegen die jüngste zu sein. Ähnlich werfen die 2te, 3te und 7te Cl. im Sanskrit, welche die ältesten Stämme zu umfassen scheinen, den zweiten Vokal aus.

ses im Praes. noch zu *i* ab. Das plur. *ē* der 10ten und 11ten Conj. im Praeter. nimmt um so mehr Wunder, da es in dem consequent nachgehenden Ahd. als *ā* wiederkehrt und wie im Gothischen einem *a* des Sg. gegenübersteht. Diese Abweichung kann ich nicht begreifen. —

Im Lateinischen liegen die Spuren des zweiten Vokals noch deutlich, aber nicht mehr so mannigfaltig, wie im Sanskrit in den verschiedenen sogenannten Bindelauten der Conjugationen vor. Im Griechischen verführt die gewöhnliche Conjugation, wie im Gothischen die starke, und die Verschiedenheit des zweiten Vokals erhält sich nur in den *Verbis puris*, und in der -μι Conjugation.

50. Nach dieser Übersicht über die zweilautigen oder wie sie in andern Sprachen erscheinen consonantisch auslautenden Wurzeln müssen wir nur noch einen Blick auf die einsilbigen Wurzeln werfen, um nicht unvollständig zu sein. Hier ist das Streben, auch die einsilbigen Wurzeln zweisilbig zu machen, unverkennbar. Das einfachste Mittel war die Reduplikation. Wir sehen daher auch fast die ganze dritte Klasse aus einsilbigen Wurzeln bestehen. Auch in einigen einsilbigen Wurzeln der 1ten Cl. wie *stā*, *ǵrā* (*odorari*), *pā* (*bibere*), drang die Reduplikation ein, und bildete vor der Weiterbildung *tiś-ta*, *ǵi-gra*, *pi-va* daraus (vgl. Bopp Gr. §. 327. mit der Not.). Dafs die beiden andern dort angeführten Wurzeln auf -*ā*: *mnā* (*meditari*) und *d'mā* (*flare*) den er-

sten Vokal nur unterdrückt haben und ihn in der Weiterbildung zum Präsens wieder zeigen, ist schon oben bemerkt. Nur in der Cl. 2. hält sich eine Anzahl Wurzeln, wie *b'â* (*splendere*) *b'â-mi*; *i* (*ire*), *ê-mi* u. a., die sich wirklich begnügen, die Wurzel durch guna zu verstärken, und sich weder redupliciren noch einen Gebrauch machen von zwei andern Arten, sich zur Zweisilbigkeit auszudehnen, die wir jetzt noch betrachten müssen, um dann von unsrer Abschweifung unmittelbar wieder den verlassenen Faden aufnehmen zu können.

51. Die erste besteht in der der Gunirung gewissermaſsen entgegengesetzten Kraft, die gefärbten Laute *pi* und *pu* nicht intensiv zu *pî* und *pô*, sondern extensiv zu *pija* und *puva* zu verstärken. Wenn wir leugnen müssen, daſs sich aus beliebigen Consonanten, wie hinter *tud* ein neuer Vokal *a tud-a-ti* entwickeln könne, daſs man zur Vermehrung der Wurzel willkührliche Vokale und Silben *a*, *ja*, *aja*, *nu*, *u*, *nî*, vor der Personenendung eingeschoben habe: so liegt es dagegen vollkommen in der Natur der nachgewiesenen ursprünglichen Lautabtheilung, nach welcher Consonanten ohne folgendes vokalisches Element nicht denkbar waren, daſs am wenigsten in der Wurzel selbst sich ein neuer Consonant wie *j*, *v* und die *liquidae* aus den Vokalen entwickeln konnten, ohne zugleich einen Vokal mitzubilden, mit einem Worte, daſs untheilbare Laute zunächst auch nur wieder ganze Laute, nicht einzelne Buch-

staben erzeugen konnten.([1]) So sehen wir die Cl. 1. 4. 6. 10. entstehen, indem sich hinter einem *i* oder *u* der Wurzel der entsprechende Halbvokal mit *a* entwickelt, wodurch sie zweisilbig wird. Cl. 1. die Wurzel *gi* mit guna *gê* = *găi* wird *ga-ja-n-ti*, und da die erste Klasse beide Vokale gunirt, so entsteht *ga-jâ-mi*. Ebenso *gai*, *gâ-ja*, *gâ-jâ-mi*. Cl. 4. *śući*, *śuć-ja*, *śuć-jâ-mi*; *divi*, *div-ja*, *div-jâ-mi*. Cl. 6. *ri*, *ri-ja*, *ri-jâ-mi*; *nu*, *nu-va*, *nu-vâ-mi*. In Cl. 10. wird der zweite Vokal zugleich gunirt und aufgelöst *ćuri*, *ćurê*, *ćura-ja*, *ćura-jâ-mi*; *prî*, *prai*, *prâ-ja*, *prâ-jâ-mi*; *ju*, *jau*, *ja-va*, *ja-vâ-mi*. — Durch diese ganz organische

---

([1]) In dieser Nothwendigkeit, dafs sich *i* und *u* nicht erweichen konnten, ohne zugleich hinter sich einen Vokal zu schaffen, wenn er nicht schon gegeben war, sind zwei auffallende Erscheinungen gegründet. 1) Die Dativ-Endung der Stämme auf -*a* im Sanskrit, welche als -*ja* erscheint statt des ursprünglichen *i* der verwandten Sprachen. Bei den Wurzeln, die in der Regel den zweiten Vokal abwerfen, erhält sich dieser als *a* doch noch in der Verbindung zu *ê*. In den Wurzeln, wo er sich auch sonst als *a* erhalten hat, wird das darauf folgende *i* zu *j* erweicht und mufs folglich noch ein *a* hinter sich annehmen. Ich halte daher das Zend *věhrkâi* (vgl. Bopp Vgl. Gr. §. 165.) allerdings für ursprünglicher, über welchen Dativ H. Pr. Bopp sich ungewifs erklärt, ob nicht vielleicht das *a* der entsprechenden Sanskritendung -*ja* erst abgeworfen sei. — 2) Diese Erscheinung kehrt in der Pl.-Endung des Locativ. im Zend wieder, wo das Sanskrit die ursprüngliche Endung -*su* bewahrt, das Zend dafür *śva* oder *hva* setzt (s. Bopp Vgl. Gr. §. 197.). Endlich vergleicht H. Pr. Bopp selbst mit dieser letztern Erscheinung noch die aus *i* entstandene Litthauische Lokativ-Endung im Sg. -*je*.

Verstärkung, nicht willkührliche Einschiebung erreichte die Sprache nicht nur, daſs sie den einsilbigen Wurzeln Zweisilbigkeit verlieh, sondern bildete sogar manchmal dreisilbige Wurzeln, wie in der Cl. 10., die eigentlich nur Causal-Verba enthält, deren abgeleiteter Begriff schon ein weit gröſseres Gewicht der Wurzel verlangte.

52. Die zweite Art der Lautvermehrung erreichte man auf ähnliche Weise, indem man aus dem Diphthonge (hier wie öfter in allgemeinerer Bedeutung statt Mischvokal genommen) *an̉*, über welchen Ausdruck die nächsten Paragraphen Aufschluſs geben, das vokalische *n̉* in ein consonantisches auflöste und *ana* erhalten muſste. So erhielt man in der Conjugation folgendes Resultat: *jug'a* mit *n̉* Verstärkung *jun̉g'a-n-ti*, mit abgeworfenem zweiten Vokal *jun̉g'-mas*, mit der Auflösung des *un̉* zu *una*: *ju-nag'-mi*. Daſs bei dieser neuen Lautbildung *a* immer der nächste Vokal ist, und wir aus *i* ein *ja*, aus *u* ein *va*, aus *n̉* hier ein *na* entstehen sehen, ist ganz natürlich. Da aber diese neuentstandene zweite Silbe der Wurzel nun in allen Verhältnissen ganz wie ursprünglich betrachtet wird, und diese Wurzeln nun ganz wie ursprünglich zweisilbige angesehn werden, indem sie wieder guna annehmen können, *ri*, *rija*, *rijâ-mi*, so ist es nicht zu verwundern, daſs sie, wie die ursprünglichen Wurzelvokale auch andern Färbungen unterliegen können, und so finden wir die Cl. 5. nicht zu *na*, sondern zu *nu* erweitert, *c'i*, *c'i-nu-mas*, *c'i-nô-mi* und die Cl.9.

zu *nt*: *ḃrî*, *ḃri-nt-mas*, welches freilich in jedem Falle zu *ḃri-nâ-mi*, *ḃri-na-n-ti* als spätere Abschwächung erscheint (vgl. oben §. 43.). Endlich sehen wir auch noch in der Cl. 9. und 5., daſs zweisilbige Wurzeln, wie z. B. *ṡaka* (Cl. 5.), den zweiten Vokal durch *n* verstärken, in *nu* verlängern, dann aber in *ṡakanu* wieder den mittlern Vokal, woraus sich das *n* gebildet hatte, auswerfen können, so daſs nun die Wurzel *ṡaknu* lautet. Ebenso bildet *kṡuḃa* (Cl. 9.), *kṡuḃa-nî*, *kṡuḃ-nt-mas*. Endlich scheint mir die ganze Cl. 8. die auſser *kṛ* durchgängig Wurzeln auf *-nu* umfaſst, durchaus nur dadurch von der Cl. 5., die *-nu* annimmt, zu unterscheiden, daſs die Verstärkung von *ta* zu *tanu* (τείνειν) nur noch ursprünglicher ist und fester gehaftet hat, als in der Cl. 5. (1).

53. Was will aber dieses *n* eigentlich sagen? — An der Ursprünglichkeit des *ṛ* Vokals wird man nicht mehr zweifeln; die Spuren des *l* Vokals haben wir nachgewiesen (s. §. 35. not.). Es folgt in der Reihe der *liquidae* in Bezug auf ihre Verwandtschaft mit den Vokalen das *n*. Wie die 4 *n* Consonanten ihre paläographische Figur von Vokalen entlehnt haben, haben wir schon gesehn. Es bleibt übrig zu zeigen, daſs

---

(1) Ebenso rechnet man die Wurzeln *ḃang*, *ang*, *und* und *inḋ* (s. Bopp Gr. r. 379.) zur Cl. 7., obgleich diese eigentlich erst *n* annehmen sollen, weil hier *n* dieselbe Eigenthümlichkeit zeigt, daſs es sich in *na* ausdehnen kann. Für uns beweist dies nur den gleichen Ursprung aller dieser *n*, worüber im Folgenden mehr.

das anusvâra nicht allein paläographisch seine vokalische Natur dadurch zu erkennen giebt, dafs es eben Superfix ist, und folglich im entgegengesetzten Falle allein unter den übrigen eine Ausnahme machen würde, sondern auch durch die Sprachforschung in diesem ursprünglichen Werthe erkannt werden kann.

54. Hierbei müssen wir zuerst bemerken, dafs auch die Indischen Grammatiker, die wohl selten auf ganz unrichtiger Spur gefunden werden möchten, anusvâra und visarga nicht den Consonanten, sondern den Vokalen zurechnen. Nun glaube ich zwar, dafs das visarga (die Auswerfung) eben nichts anderes bedeutet, als was die Grammatik zeigt und was der Name sagt, die Auswerfung eines auslautenden Consonanten (*s* oder *r*); dadurch hört es aber eben auf Consonant zu sein, und ist auch nicht als ein consonantischer Hauch zu denken, da es mit dem ह gar keine Verwandtschaft hat, sondern als eine durch den Ausfall bewirkte Alteration des vorhergehenden Vokals, die aber eben nur so fühlbar sein mag, dafs visarga und der Apostroph nicht gleichbedeutend sind, und insofern ein Recht hat, den Vokalveränderungen zugezählt zu werden. Die Paläographie geht schon strenger zu Werke, indem sie visarga gerade nur als Ausfall durch zwei in die Reihe gesetzte Punkte bezeichnet, anusvâra aber, wie die übrigen Vokalzeichen über die Zeile setzt. Auch bezeichnet aufser der Paläographie deutlich der Name das anusvâra als Vokal. Die allgemeine Bezeichnung des Vokals im Sanskrit ist स्वर, *svâra*, Ton, im Gegensatze zum Con-

sonant व्यञ्जन, *vjangana, id quod sonum manifestat.* Nun heifst aber dieses Zeichen nicht *anu-vjangana*, Nachconsonant, sondern *anu-svâra*, Nachvokal, und man darf das Wort wohl durch „Nachton, Nachhall" übersetzen, darf sich aber keinen consonantischen, sondern einen vokalischen Nachton darunter denken, weil eben *svâra* uns den vokalischen Ton bezeichnet.

55. Man kennt die Unbestimmtheit, welche in der Bezeichnung des anusvâra sowohl bei den Indischen Grammatikern, als in den Zendschriften und bei den Europäischen Gelehrten herrscht. Dieser Unbestimmtheit hat Hr. Prof. Bopp dadurch abzuhelfen gesucht, dafs er zwischen einem wirklichen und einem stellvertretenden anusvâra unterscheidet (Gr. r. 15. Vgl. Gr. §. 9.). Das wirkliche nimmt er in den Wurzeln vor *s* und *h* und am Ende der Wörter vor diesen Buchstaben und den Halbvokalen an. Das stellvertretende anusvâra hält er für ein epigraphisches Compendium statt der dem jedesmal folgenden Consonanten entsprechenden Nasale ङ्, ञ्, ण्, न्, म्. Wir wollen zu zeigen versuchen, dafs die Unbestimmtheit im Gebrauche des anusvâra nicht blos in der Ungenauigkeit der Schreiber und Grammatiker ihren Grund hat, sondern in der Sprache selbst, und dafs die ganze Erscheinung des anusvâra von einem andern Gesichtspunkte aus aufgefafst werden mufs.

56. Wenn wir oben (§. 37.) die Gunirung der Wurzel *kṛ* (*facere*) zu *ka͡ṛ-mana* (*factum*) und die Auflösung dieses Diphthongs *aṛ* zu *kar-ana* (*actio*)

vollkommen analog mit *i* (*ire*), *ê-mi* (*eo*), *aj-ana* (*via*) fanden, so kehrt ganz dieselbe Erscheinung beim anusvâra wieder, welches die Wurzel wie guna verstärkt und sich dann in *n* auflöst, wenn es vor einen Vokal tritt. Wenn wir uns nämlich der Freiheit bedienen, wie die Manuscripte, jeden Nasal, wenn er vor einem andern Consonanten steht, mit anusvâra zu schreiben, so bietet uns z. B. die Cl. 7. die vollständige Analogie dar. Die Wurzel *jug'a* (*jungere*) wird durch anusvâra gleichsam gunirt zu *juṅg'-anti*, युंजन्ति, dann zu *n* aufgelöst: युनज्मि, *jun-ag'-mi*, wofür nun (und dies ist der wesentliche Unterschied) nicht mehr anusvâra geschrieben werden kann. Gerade das Faktum, dafs anusvâra nie vor einem Vokale stehn, sondern nur Wort und Silbe schliefsen kann, dürfte schon allein keinen Zweifel an seiner vokalischen Natur mehr übrig lassen, da es dem Wesen des Consonanten geradezu entgegenläuft, welcher nach der ursprünglichen Lautabtheilung, die Silbe beginnen mufste, nie schliefsen konnte.

57. Hier müssen wir wieder auf die oben (§. 10.) gemachte Bemerkung aufmerksam machen, dafs die Nasale ङ्, ञ्, ण्, न् paläographisch auf die Vokale *u*, *a*, *e*, *i* führten. Ihnen schliefst sich म्, *m* an, welches sich der consonantischen Natur am vollständigsten genähert hat. Ebenso wie sich die Vokale *u*, *a*, *e*, *i* immer weiter von der Kehle, dem eigentlichen Sitze der Vokale, entfernen, ebenso geht der Gutturalton ङ durch ञ und ण immer weiter bis zu न vor, welches mit der Zungenspitze ausgesprochen

wird, und schliefst endlich mit dem Lippenbuchstaben म; ebenso entfernen sich die Nasale von ihrem Ursprunge, dem vokalischen anusvâra (1), indem ङ selbst in der Gestalt noch dem ड़, *un* treu geblieben und so wie der zweite Nasal ञ nie vor Consonanten steht, die beiden einzigen Consonanten die sich darin dem anusvâra anschliefsen (2); der dritte und

---

(1) vgl. unten §. 62. not. (4).

(2) Hier sind zwei Consonantverbindungen zu untersuchen, die dem eben Gesagten zu widersprechen scheinen. 1) Die nicht seltene ज्ञ, *g'na*, welche als Composition von ज *g'a* und ञ, dem palatinen *na*, angegeben wird (s. Bopp Gr. r. 9. u. a.). Doch erweist hier schon die paläographische Figur, dafs keineswegs das palatine ञ, sondern vielmehr das vor Vokalen ganz gewöhnliche न damit zusammengesetzt ist, und das Ungewöhnliche besteht nur darin, dafs, während in allen übrigen Zusammensetzungen der folgende Consonant unter den vorhergehenden geschrieben wird, er hier über demselben steht (vgl. क्न, *kna*, द्ध, *dd'n'a*, etc). Dieser Unregelmäfsigkeit wegen hat man eben dieser Verbindung die Merkeschleife ज्ञ (s. oben §. 11.) angehängt. Einen Anlafs zur Verkennung dieser Composition hat ohne Zweifel auch die Aussprache dieser Consonantverbindung gegeben, die nach der Versicherung der Engländer für uns sehr schwer sein soll, indem das *n* hier etwa dem Portugiesischen *ñ* und dem Französischen in *signe*, *digne* gleichen soll. Indem man darin ausnahmsweise eine Einwirkung des palatinen ज auf den folgenden Consonant zu bemerken glaubte, die aufserdem nur den vorhergehenden trifft, glaubte man hier wohl auch hinter ज ein ञ annehmen zu müssen, weil auch vor demselben kein anderer Nasal als ञ geduldet wird. Heutzutage hat man aber um so weniger angestanden, ज्ञ in ज und ञ aufzulösen, da man 2) sogar eine ganz deutliche Zusammensetzung mit ञ hinter einem andern Palatin fand, च्ञ. Auch hier hat aber *n* dieselbe Aussprache, und dafs dies wirklich eine ganz späte und und auf dem angedeuteten Mifsverständnisse beruhende Composition

vierte werden schon vor Vokalen geduldet, und der vierte und fünfte bilden schon grammatische Endungen, welches immer schon auf ein Abwerfen eines früheren Vokals, also auf sehr alten consonantischen Gebrauch hindeutet. Alle fünf können aber noch immer in gewissen Fällen zum anusvâra zurückkehren, welches jedoch nur so zu verstehen ist, dafs sie abgeworfen werden und den vorhergehenden Vokal zu anusvâra alteriren, wie abfallendes *s* ein vorhergehendes *a* zu *ó* alteriren kann, sich aber nicht etwa erst in den Vokal *u* verwandelt und dann mit *a* zu *ó* verschmilzt (vgl. oben §. 34. not. 1. zu Ende).

58. Hat man einmal die vokalische Natur des anusvâra und den vokalischen Ursprung der Nasenlaute erkannt, so ist es nun interessant zu verfolgen, wie diese Vokalverstärkung durch anusvâra oder die daraus entwickelten Nasale fortwährend der Gunirung parallel läuft und vollkommen gleiche Geltung zeigt. Nur hat sie ihrer Natur nach keine wriddʿi-Steigerung sondern ist wie guna nur eine allgemeine wortbildende Verstärkung der Wurzel. Hier finden wir es aber geradezu mit guna wechseln. Die Wurzel *cʿida* (Cl. 7.) nimmt im Sanskrit und Lateinischen (*cʿinadmi*, *scindo*) anusvâra, im Gothischen (*skaida*) guna an. Ebenso nimmt die Sanskritwurzel *indʿa* (Cl. 7. brennen) anusvâra, im Griechischen *αἴθω* guna an. Das

---

ist, lehrt hinlänglich der Umstand, dafs es wohl nur in dem einzigen Worte याञ्चा (*petitio*) vorkommt. Jedenfalls können diese beiden Besonderheiten keine wesentliche Ausnahme von der Regel begründen.

Lateinische liebt überhaupt sehr die anusvâra-Verstärkung, das Gothische kennt sie fast gar nicht, sondern setzt statt dessen guna. So sehen wir:

| | | | |
|---|---|---|---|
| s. *lika, lêkmi* | gr. λείχω | l. *lingo* | |
| s. | gr. λείπω | l. *linquo* | |
| s. *stṛ, stṛnômi* | gr. ϛόρνυμι | l. *sterno* | g. *strauja* |
| s. *tuda, tudâmi* | gr. | l. *tundo* | g. *stauta* |
| s. *ćida, ćinadmi* | gr. σχίζω | l. *scindo* | g. *skaida* |
| s. *uda* | gr. ὕδωρ | l. *unda* | g. *vatô*. |

69. Bemerkenswerth ist, wie im Zend so sehr häufig anusvâra-Verstärkung auch in andern Fällen Sanskrit-guna vertritt, und wie sich diese Verstärkung mit *a* auch in der Schrift zu einem einzigen Zeichen [Zend] *á* verbindet. Die Silbe आम् *âm* wird im Zend immer durch [Zend] *anm* vertreten (s. Bopp Vgl. Gr. §. 61.); Sanskrit *adadâm* Zend *dad'anm*; Sanskrit *pâdânâm* Zend *pâd'ananm*. Wir finden aber auch Sanskr. *âsan* gr. ἦσαν Zend *anhen* (s. Bopp Vgl. Gr. §. 30.), wo es folglich vollkommen der Gunirung des Präteritum entspricht. Merkwürdig ist ferner, daſs wenn diese dritte Person Plur. nicht wie in *anhen* zu *e* abgeschwächt ist, sie nicht *-an*, sondern *-ann* wird. Während sich also im Sanskrit und Griechischen die ursprüngliche Endung *âs-anti* (wie *s-anti s-unt*) wegen des Augments zu *âs-an* und ἦσ-αν abgeschwächt hat, das Lateinische *er-ant* wenigstens *t* noch bewahrt: hat das Zend eine Verstärkung des *an* zu *ann* an die Stelle des verlorenen *t* gesetzt, ohne sich gleichsam mehr bewuſst zu sein, daſs das *n* der 3. Pers. Pl. in

*tudan-ti* von *tuda* (schlagen) selbst ursprünglich nur anusvâra Verstärkung des zweiten Vokals ist und sich allein dadurch von der 3. Pers. Sing. *tuda-ti* unterscheidet, wie sich alle drei Pluralendungen *-mas*, *-t'a*, *-n-ti* nur durch Verstärkung von den Pronominalsuffixen des Sing. unterscheiden, nicht durch verschiedene Pronominalstämme. In Cl. 3. kann wegen der Reduplikation die *n* Verstärkung auch wegfallen und so tritt das reine Pronomen *-ti* in *bib'ra-ti* (*ferunt*) ebenso nackt wie im Sing. *bib'ar-ti* (*fert*) hervor.

Im Griechischen sehen wir wieder fortwährend Gunirung mit anusvâra wechseln. Während der Dorische Dialekt durch anusvâra verlängert: τύπτον-τι, τιθέν-τι, διδόν-τι, δεικνύν-τι, gunirt der Attische: τύπτου-σι, τιθεῖ-σι, διδοῦ-σι, δεικνῦ-σι. Doch behält der Attiker im Passiv anusvâra, τίθεν-ται, δίδον-ται, δείκνυν-ται, während der Ionier auch hier noch Gunirung vorzieht, und τιθέα-ται, διδόα-ται, δεικνύα-ται spricht (über das Umschlagen des guna-ει in εα, -ου in οα u.s.w. s. oben §. 35. not.). — Das Latein behält überall das *n* bei, stöfst es nur aus der Wurzel wieder aus, wenn Reduplikation oder Gunirung eintritt. Also *tundo*, *tutudi*; *frango*, *frêgi*; *sterno*, *strâvi*; *fundo*, *fûdi*. Dagegen bleibt der Stammvokal nothwendig kurz in *ango*, *ancsi*; *vincio*, *vincsi*; *prehendo*, *prehendi*; *jungo*, *juncsi*; *maneo*, *mansi*. Hierbei setze ich schon voraus, was mir nun aus dem Bisherigen, namentlich aus der oben §. 52. angestellten Vergleichung zwischen der Cl. 5. 7. 9. u. 8. schon von selbst

zu folgen scheint, dafs sämmtliche Wurzeln, in welchen *n* anders als anlautend erscheint, nur als Erweiterungen durch ursprüngliches anusvâra anzusehen sind.

60. Diese Ansicht wird vollkommen dadurch bestätigt, dafs, soviel ich bemerke, kaum eine ursprüngliche Wurzel (einige Wurzeln der Cl. 10. sind eben schon abgeleitet) langen Vokal vor *n* hat, dafs im Gegentheil die Wurzeln auf *î* und *û* in der Cl. 9. diesen Vokal erst verkürzen müssen, um ihn dann durch anusvâra verstärken zu können. Auch in den verwandten Sprachen findet sich fast durchgängig kurzer Vokal vor anusvâra. Jeder gunirte hebt es auf. Dies kommt eben daher, weil anusvâra eine Verstärkung des Vokals hinten, guna nach vorn ist, und nicht leicht beide einen Vokal zu gleicher Zeit ergreifen können. Ja wir haben sogar (§. 52.) gesehn, wie in Cl. 5. und 9. (*śak-nômi, kśub-nîmas*) der Vokal, welcher anusvâra annahm, ganz verloren gehen kann, so dafs der reine Consonant *n* übrig bleibt, ein Faktum, wodurch das selbstständige Lostrennen der Nasale und Halbvokale von den Vokalen überhaupt begreiflich wird.

61. So dürfte wohl kaum noch eine Haupterscheinung wortbildender Nasale übrig sein, in welcher nicht noch die Spuren ihres vokalischen Ursprungs aus anusvâra aufzuweisen wären. Wir sehen jetzt, dafs man mit ganz gleichem Rechte die Wurzel *ha*, *hâ*, oder *hana* (*occidere*) aufstellen kann, je nachdem man die wortbildenden Verstärkungen mit zur Wur-

zel rechnet oder nicht. *ha* (oder noch älter *d'a* gr. *θάνω*, *ad'nam*, *occidi*) ist die kürzeste und erhält sich vor den stärksten Endungen *ha-t'a* (*occiditis*) *ha-ta* (*occisus*); *hâ* ist schon Verstärkung zum Zwecke der Wortbildung und erscheint in *hâ-si* (*occidis*), *hâmi* (statt *han-mi*, *occido*) und andere Personenendungen; *hana* endlich erscheint z. B. im Imperat. *hanâ-ma* (*occidamus*). — Ebenso sehen wir, dafs es im Grunde willkührlich ist, कंस, *kâsa*; रंह, *râha*, aber nicht: भंज, *b'âg'a* statt भञ्ज *b'ang'a* schreiben zu wollen, und nur darin seinen Anlafs findet, dafs, je weiter der folgende Consonant das anusvâra nach den Lippen zu verdrängt, dieses immer consonantischer zu werden scheint. — Wir sehen, dafs, wo sich die Bedeutung nicht ändert, wie in बन्ध, *band'a* und बध, *bad'a* (*ligare*), in मन्थ, *mant'a* und मथ, *mat'a* (*agitare*) u. a. (s. Bopp Gr. §. 110[a]. not.) es richtiger sein dürfte, die kürzere Form als Wurzel aufzustellen, da wir eben anusvâra nur als wortbildende Verstärkung erkannt haben, dafs dagegen, wenn वद्, *vada*, die Bedeutung *loqui*, वन्द्, *vanda* die Bedeutung *laudare* angenommen hat, oder wenn नद्, *nada sonare*, नन्द्, *nanda gaudere* heifst, man diese ursprünglich gleichen Wurzeln jetzt mit gleichem Rechte als zwei aufstellen darf, wie man die Cl. 10. den einfachen Wurzeln beizählt, obgleich sie meist Causal-Verba enthält ([1]).

---

([1]) Nichts ist schwerer, als auf eine vollständig consequente Art Wurzeln aufzustellen. Jede einzelne Sprache mufs dafür

62. Was nun die eigentliche Aussprache des anusvâra betrifft, so scheint sie allerdings vollkommen der

---

ihre eigenen Grundsätze aufsuchen. Für das Sanskrit kann man aber so ziemlich dieselben Wurzeln, wie für den Sprachstamm im allgemeinen aufstellen, aber doch auch hier, wie wir so eben gesehn haben, nicht ohne Ausnahme. Jedenfalls giebt es zu großen Verwirrungen Anlaß, wenn man die einfache Wurzel nicht genau von ihren Erweiterungen scheidet. Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten, neben der kürzesten Form der Wurzel immer die längste zugleich mit anzugeben: *ćuri* neben *ćôrajâ; ha* neben *hana; ći* neben *ćinô; ta, tanô; ju, junâ; śaka, śakanô; juǵa, junaǵa.* Man würde dadurch zugleich die Conjugation und überhaupt die Direktion erkennen, die eine Wurzel, meist auch in den verwandten Sprachen, in ihrer Weiterbildung einschlägt. Wenigstens ist es, namentlich für vergleichende Sprachforschung, ebenso wichtig, zu wissen, daß *n* in der Wurzel *hana*, θάνω nur anusvâra-Verlängerung ist, und daher im Gothischen *dáuþus* (*mors*) durch guna vertreten werden kann, als zu wissen, in wiefern die sogenannten Bindelaute in Deklination und Conjugation der Wurzel angehören oder nicht. Wurzeln dagegen, wie *vanda* (*laudare*) neben *vada* (*loqui*), die für eine gewisse Verstärkung der Wurzel schon eine bestimmte veränderte Bedeutung angenommen haben, müßte man als abgeleitete bezeichnen und in eine zweite Reihe stellen. Jedenfalls aber würde man für das Sanskrit die ursprüngliche Lautabtheilung in der Aufstellung der Wurzeln durchführen können, folglich auch sollen. In der Wurzel *buďa, bôďâ-mi* hat der zweite Vokal ganz gleiche Bedeutung, wie *â* in *b̕â, b̕â-mi; vî, vê-mi;* zieht man es daher vor, dort die Wurzel *buď* aufzustellen, so müßte man consequenter Weise hier nur den Consonant *b̕* und *v* aufstellen. Die Weiterbildungen in *ja* oder *va* weisen selbst immer deutlich auf den ursprünglichen zweiten Vokal *i* oder *u*, und die Erweiterung in *na* führt meist auf *a*. Doch kann es auch hier nicht fehlen, daß man oft in Verlegenheit kommen wird und neben *i* und *u* auch ein *a* aufstellen möchte, da ja diese beiden Vokale selbst erst aus *a* erwachsen sind: so wie

des Französischen finalen *n* zu gleichen, welches in der That viel leichter noch, als das Sanskrit *ṛ* vokalisch von uns aufgefafst werden kann. Diesen Französischen Ton kennt die Deutsche Sprache nicht, indem sich z.B. das Französische *bain*, von der Aussprache unsers *eng*, *bang* wesentlich unterscheidet. Während wir die Kehle schliefsen, und dadurch einen vollkommenen Consonant erzeugen, läfst der Franzose die Kehle ebensoweit, wie bei jedem andern Vokale offen und giebt diesem Tone dadurch in der That nur eine leise vokalische Nüance. Auch hat dieses vokalische *n* dieselbe Stellung, wie im Sanskrit anusvâra, nämlich nur am Ende der Worte und vor Consonanten. Es kann weder ein Wort anfangen, noch zwischen zwei Vokalen stehen, wie unser *ng* in *bange*. Ja es löst sich, wie im Sanskrit, wenn es vor einen Vokal z.B. eines folgenden Wortes tritt, in den wirklichen Consonanten auf und man spricht nicht mehr *oṅ est* sondern *onest* wie *honnête* ([1]). Während

---

überhaupt jeder allgemeine Vorschlag, wie ich hier einen gemacht habe, nicht viel Nutzen schafft, ehe man zugleich die Möglichkeit, ihn durchzuführen, selbst im einzelnen schon nachgewiesen hat.

([1]) Man bemerke auch die gewifs nicht zufällige Erscheinung, dafs die Französische Aussprache *i* vor anusvâra in *e* verwandelt (*inintelligible*), *e* in *a* (*ennemi, enfant*), *ü* in *ö* (*une, uṅ*). Anusvâra drängt den Vokal nach der Kehle und nach dem *a*. Nur *aṅ* und *oṅ* bleiben unverändert, und zwar gerade weil das *o* dem *a* viel näher als das *e* steht, verwandelt es sich nicht erst in *a*. Zu jedem gesetzlichen und durchgreifenden Übergang in der Sprache gehört eine gewisse Entfernung der betheiligten Laute. In der That nähert sich die gewöhnliche Französische Aussprache des *aṅ*, *enten-*

wir aber im Sanskrit das anusvâra nicht nur durch abfallende Nasale entstehen sehen ([2]), sondern auch noch die frühere Periode, namentlich in der Wurzelbildung sehen, wo sich zuerst Nasale aus dem reinen Vokale durch anusvâra bildeten: können wir in der Französischen Sprache fast nur das erste Faktum nachweisen, wie sich aus *januarius* durch ausfallenden Nasal (*jań*-

---

*dańt, semblańt* sehr bemerklich einem *o* oder einem Englischen *a* in *all*. Wieder ein Grund, warum das Sanskrit keinen besondern Nasal für *ońं* ausgebildet hat; er schien dem *ań* (ऊ) zu verwandt. Ein *iń* kann das Französische in der Aussprache gar nicht vertragen, wie wir auch im Sanskrit न (= *in*) am allerweitesten vom vokalischen anusvâra entfernt gesehn haben (s. oben §. 57.). *a* dagegen finden wir, wie im Französischen ganz besonders zu anusvâra geneigt. Immer erkennen wir wieder, wie tief das Nasalsystem der Sanskritsprache in der Natur der Sprachorgane selbst gegründet ist, und daſs uns hierin die Paläographie nicht irre geführt hat.

([2]) Wenn wir nämlich besonders im spätern Sanskrit und im Prâkrit das Zurückkehren der Nasale in Wurzeln und Endungen zu anusvâra immer häufiger werden sehen, so ist dies ganz wie die Erscheinung des Französischen anusvâra anzusehen, nämlich als unabhängig von der ursprünglichen anusvâra-Verstärkung der Wurzellaute. Es ist ein Umkehren der Sprache, wir wir es so oft finden, und wovon wir schon oben §. 20. not. gesprochen haben. Die Sprachen verlieren die Flexionen der Personalpronomina, die durch den Accent ihre Selbstständigkeit aufgegeben hatten, und setzen nun dieselben wieder selbstständig davor, sie verlieren die Casus-Flexionen und bedienen sich statt dessen selbstständiger Präpositionen. Das ganze groſse Sprachgebäude zerfällt wieder in seine unansehnlichen Atome; das Greisenalter der Sprachkörper wird einst in Allem ihrem Kindesalter gleichen, auſser in seiner Bestimmung, denn niemals werden die entblöſsten Wurzeln wieder zu ihrer ursprünglichen Bedeutsamkeit zurückkehren, und die daraus geschöpfte Zeugungskraft wieder gewinnen.

*vier*), aus *non* durch abfallenden (*non̈*) anusvâra entwickelt: und finden von dem zweiten Faktum nur seltene Spuren, z.B. in mehreren Ausrufungswörtern, die wir auf reinen Vokal ausgehen lassen, wie *pâ*! und welche der Franzose mit anusvâra verstärkt: *pan̈*! Hierher gehört auch *mаman̈*, für *mama*. Vielleicht dürfte man auch noch andere Beispiele eines sich entwickelnden Nasals statt früherer Gemination einer folgenden *muta* wie z.B. *ren̈dre* aus *reddere* finden ([3]).

63. So dürfen wir wohl nach dieser langen Abschweifung, die jedoch auf das engste mit den paläographischen Resultaten dieser Blätter zusammenhängt, wieder zu §. 53. zurückkehren, und auch das letzte Faktum, worauf uns die Paläographie aufmerksam machte, für begründet halten, dafs nämlich anusvâra als Superfix bezeichnet wird, weil es wirklich dem Laute ursprünglich diphthongischen Werth giebt. Ich mache nur noch die Bemerkung, dafs, da wir somit sämmtliche diphthongische Zeichen über die Laute gesetzt finden, hierin zugleich der Grund zu suchen scheint, warum der Diphthong *aṛ* über dem Laute bezeichnet wird, während doch der einfache *ṛ* Vokal darunter geschrieben wird.

64. Wenn ich hier abbreche und weder die Entwickelung der übrigen Halbvokale, namentlich *j*, *v* und *m* und der Zischlaute, aus den Vokalen im ein-

---

([3]) Dagegen ist *mon, ton, son, mien, rien* u.a. nicht unmittelbar mit dem Italienischen *mio, tuo* etc., sondern mit den Lateinischen Accusativen: *meum, tuum, rem* zusammenzustellen.



zelnen verfolge, noch weniger mich auf eine Behandlung der *mutae* und ihrer drei Klassen einlasse, um sie mit Hülfe der Paläographie in ihrer historischen Folge und Bedeutung aufzufassen, so geschieht es aus dem Grunde, weil zu diesen fernern Untersuchungen nicht mehr derselbe Faden fortgesponnen werden kann, den ich durch dieses kleine Ganze festzuhalten gesucht habe. Ich habe es vorgezogen, den aufmerksamen Leser auf diesem noch unbebauten Felde wissenschaftlicher Paläographie in einer einzigen Richtung bis ans Ende fortzuführen und zu zeigen, wie hier auch die einfachsten Mittel durch consequente Anwendung fruchtbar werden und jedenfalls den Vorzug haben, dafs sie den Leser nicht verwirren: als eine Anhäufung paläographischer und sprachlicher Bemerkungen zu geben, deren jede einer verschiedenen Begründung bedurft hätte, und vielleicht den grofsen Umfang besser als die sichere Grundlage solcher Untersuchungen bezeugt hätten.

Eine zweite Abhandlung müfste von einer andern Grundlage ausgehen und sich auf eine Analysirung der consonantischen Zeichen einlassen, wie wir es zum Theil mit den vokalischen versucht haben. Von hier aus würden sich nicht nur die noch übrigen Halbvokale erklären, sondern auch noch manches neue Licht auf die schon behandelten geworfen werden. Dann erst wäre es möglich, auch andere Alphabete zur Vergleichung herbeizuziehen, wovon wir uns bisher noch völlig zurückhalten zu müssen glaubten.

65. Werfen wir einen Blick auf den durchlaufenen Weg zurück, so dürfen wir wohl Folgendes als Hauptresultat aufstellen.

1) Alle Schrift trägt so gut wie alle Sprache organisches Leben in sich.

2) Jedes geschriebene Zeichen hatte ursprünglich seinen genau entsprechenden Werth in der Sprache, und jeder gesprochene Laut wurde ursprünglich seinem wesentlichen Theile nach geschrieben.

3) Die Indische Schrift wurde früher, wie die Semitischen, von der Rechten zur Linken geschrieben, und behielt diese Richtung bei den einzelnen Buchstaben bei.

4) Nur die später hinzugekommenen Buchstaben wurden nach der Rechten geschrieben und erhielten keinen Seitenstrich.

5) ह, *ha*, ist, wie auch in den verwandten Sprachen die reine Aspiration, nicht ursprünglich, sondern aus Gutturalen oder den Aspiraten beliebiger Klassen erwachsen.

6) Die Zeichen der Anfangsvokale sind aus den Suffixen und Superfixen gebildet, folglich spätern Ursprungs als diese.

7) Die Zeichen der Nasale, außer *m*, sind aus den Anfangszeichen der 4 Vokale *u*, *a*, *e*, *i* gebildet, und entsprechen ihnen auch in der Sprache.

8) Der sinnliche Sprachkörper ist nicht zu allen Zeiten nur von größerer Vollkommenheit herabgesunken; wir können auch noch eine Periode nachweisen, wo er sich zu größerer Vollkommenheit erhob.

9) Namentlich können wir noch den Vokalismus unsers Sprachstammes bis zu seinem ersten Ursprunge verfolgen. Von hier aus sehen wir ihn sich entfalten, zu seiner vollen Blüthe gelangen und wieder theilweise absterben. Das Consonantsystem ist das ältere und das dauerndere Element.

10) Der Laut ist früher als der Buchstabe, wie in der Sprache, so in der Schrift. Im Dêvanâgari herrscht noch die Lautschrift vor, wie in der Sprache die Lautabtheilung. In den verwandten Sprachen Buchstabenschrift und Buchstabenabtheilung.

11) Hierin liegt der Grund des Gebrauchs der Suffixe und Superfixe, sowie der eingerahmten Buchstaben im Dêvanâgari.

12) *â* wird im Dêvanâgari eben so wenig wie *a* geschrieben, indem in पा, *pâ* nur der vertikale Strich von प *pa* wiederholt ist, und beide nur Trennung der einzelnen Laute andeuten sollen.

13) Das Zeichen अ bedeutete ursprünglich nicht *a* sondern einen Hauch, der allmählig aus der Sprache verschwand. Dadurch unterscheidet sich dieses von allen übrigen Vokalzeichen.

14) Die Suffixe sind nie wirkliche Buchstabenbilder gewesen, sondern nur Haken, Striche oder Punkte, die sich durch die Stellung von einander unterscheiden, wie die Vokalpunkte im Hebräischen.

15) Sie haben defshalb bei veränderter Richtung der Schrift ihre Stellung im wesentlichen nicht verändert, sondern werden von der Rechten zur Linken gelesen.

16) Sämmtliche Suffixe und Superfixe, folglich auch das *r* Superfix und anusvâra, sind reine Vokalzeichen.

17) Der *r* Consonant hat sich erst aus dem *r* Vokal herausgebildet.

18) Abfall von Consonanten kann vorhergehenden Vokal verändern, aber kein Consonant kann selbst in einen Vokal übergehen.

19) Die Bezeichnung der Engländer für ऋ und ॠ durch *ri* und *rî* ist unpassend, weil weder etymologisch, noch in der Aussprache eine Verwandtschaft zwischen *r* und *i* stattfindet. Vielmehr deutet die Figur vielleicht auf eine ursprüngliche Aspiration des *r*.

20) Auch *l* war früher Vokal als Consonant.

21) Die langen Vokale entstehen früher durch Dehnung als durch Verdoppelung der einfachen.

22) Der *u* Vokal ist schwerer und jünger als der *i* Vokal. Ebenso verhält sich die ganze Reihe *i*, *é*, *ai* zu der Reihe *u*, *ó*, *au*, namentlich *é* zu *ó*. *é* nimmt schon in mancher Hinsicht die Natur eines einfachen Vokals an.

23) Die Diphthonge *é*, *ó*, *ai*, *au* sind ursprünglich nicht Compositionen von *a* mit *i* und *u*, sondern bilden sich aus *i* und *u* allein heraus durch guna und wridd'i.

24) Guna und wridd'i sind dynamische Lautsteigerungen, daher vorzugsweise dem Verbum eigen.

25) Alle Lautsteigerungen lassen sich auf Reduplikation, Gunirung und anusvâra Steigerung zurückführen.

26) Für unsern Sprachstamm im allgemeinen und für das Sanskrit auch im besondern dürfen als Wurzeln nur Laute, also keine consonantisch auslautenden, angenommen werden. Anders verhält es sich für die verwandten Sprachen.

27) Im Sanskrit haben die zweilautigen Wurzeln beide Vokale noch fast durchgängig erhalten. In den verwandten Sprachen wird der zweite Wurzelvokal allmählig der Wurzel entzogen, doch erhält er sich fortwährend in den sogenannten Bindelauten.

28) Die Verschiedenheit der Conjugations-Klassen beruht lediglich auf den verschiedenen Lautsteigerungen der ursprünglichen Wurzelvokale. Alle anscheinend willkührlichen Einschiebungen von Buchstaben oder Silben sind gesetzmäfsige und begreifliche Weiterbildungen der Wurzel.

29) Das Streben ursprünglich einlautiger Wurzeln nach Zweilautigkeit ist unverkennbar, und wird ohne fremdartige Anfügung nicht allein durch Reduplikation, sondern auch durch guna und anusvâra erreicht, indem sich *pa*, *pi*, *pu* zu *paṅ*, *păi*, *pău* steigern, dann in *pa-na*, *pa-ja*, *pa-va* ausdehnen können.

30) In der Wurzelbildung kann kein neuer Consonant entstehen, ohne zugleich einen Vokal, zunächst *a*, hinter sich mit anzunehmen, d. h. da die Laute ursprünglich untheilbar waren, konnten sie auch ursprünglich nur wieder ganze Laute, nicht einzelne Buchstaben erzeugen.

31) Anusvâra ist in der Wurzelbildung durchaus als vokalische Lautsteigerung anzusehen und hat als solche ganz gleichen Werth und gleiche Bedeutung, wie die Gunirung, durch den ganzen Sprachstamm.

32) Die vier consonantischen Nasenlaute gehen, wie in der Schrift, so auch in der Sprache erst aus Vokalen und zwar mit anusvâra Steigerung hervor.

33) Das anusvâra findet sich fast in allen seinen Erscheinungen im Französischen wieder.

66. Wenn ich diesen einzelnen Resultaten noch das allgemeine zufügen dürfte, daſs die Wichtigkeit paläographischer Untersuchungen für die Sprachgeschichte dadurch auſser Zweifel gesetzt worden sei, so würde ich dieses für höher, als alle aufgezählte, specielle Resultate halten, weil es zugleich das fruchtbarste für die Wissenschaft werden könnte. Ich habe es daher ausdrücklich verschmäht, den paläographischen Faden jemals ganz zu verlassen, und wenn gegen Ende sich die sprachlichen Abschweifungen verlängerten, so geschah dies deſshalb, weil die Schrift den einfachen Ursprung viel fester hält, als die Sprache, und sich daher mit einem einzigen schnell erkannten Zeichen begnügt, während die bildsamere Sprache dasselbe Faktum unter den verschiedensten Formen verbirgt. Auf alle diese muſste ich bis zu einer gewissen Vollständigkeit Rücksicht nehmen, weil ich der Paläographie erst durch ihre vollkommene Übereinstimmung mit der Sprachgeschichte ihre Autorität sichern konnte, die ihr für spätere Untersuchungen

vielleicht zu statten kommen wird, wo so scrupulöse Nachweisungen der Übereinstimmung nicht immer am Platze oder möglich sind.

67. Wir sind offenbar an der Hand der Paläographie in eine Periode der Sprachgeschichte hinaufgestiegen, wo die Sprachformen selbst uns nicht mehr als Leiter dienen können, sondern durchaus nur als bestätigend erscheinen; und wenn man entgegnet, daſs die Sprachphilosophie uns noch weiter zurückführe, so ist daſs zwar keineswegs zu leugnen, doch weiſs man, was menschliche Weisheit vermag, wenn sie jedes positiven Wegweisers ermangelt, und wir kennen schon die Verdienste und die Nachtheile der philosophischen Grammatik, wie sie unsrer historischen mit vielem Stolz und wenig Gehalt vorausging. Wenn die Paläographie für unsre Europäischen Sprachen einen weit geringern Werth hat, weil hier das vorwaltende geistige Element den sinnlichen Organismus zu weit zurückgedrängt hat, und dennoch auch hier meiner Überzeugung nach sehr mit Unrecht völlig vernachlässigt wird: so steigt sie dagegen zu dem höchsten Werthe und nimmt das gröſste wissenschaftliche Interesse in Anspruch, wenn es sich um Sprachen handelt, deren sinnlicher Körper noch frisch und unangetastet wie im Sanskrit oder gar noch vorwaltend wie im Ägyptischen ist. Hier würde eine wissenschaftliche Paläographie ihren Mittelpunkt finden, und sich zu einem selbstständigen Range und höherer Achtung erheben können, wenn sie erst von diesem reichen und schon so nahe gelegten Materiale Besitz nehmen

und es unter höhern namentlich sprachlichen Gesichtspunkten ohne pompöse Prätensionen sichten und behandeln wollte.

---

Diese Blätter waren schon geschrieben, als mir durch die besondere Gefälligkeit des Hr. Eug. Burnouf zu Paris, dem ich sie im Manuscripte mittheilte, und dessen freundliche Theilnahme mir hauptsächlich den Muth gegeben hat, sie zu publiciren, ein Mémoire dieses ebenso gelehrten als scharfsinnigen Sprachforschers mitgetheilt ward, welches jetzt noch im Archiv des *Institut de France* aufbewahrt jedoch in kurzem, wie zu hoffen steht, durch den Druck bekannt gemacht werden wird, und welches eine Vergleichung der verschiedenen Alphabete zum Zweck hat, welche in Indien noch jetzt gebräuchlich oder durch Inschriften bekannt sind. Diesem höchst interessanten Mémoire ist eine nicht unbedeutende Anzahl Tabellen beigefügt, welche eine möglichst genaue Darstellung der verschiedenen Alphabete enthalten und welche bei der Bekanntmachung hoffentlich sämmtlich mit beigegeben werden, da sie für ähnliche Untersuchungen von unschätzbarem Werthe sind. Unter diesen ist vorzüglich die erste Tafel wichtig, welche das Alphabet einiger sehr alterthümlichen, in das 8te und 9te Jahrhundert n. Chr. gesetzten Inschriften aus der Gegend Radschulotschan enthält, und die dritte, welche in vier Columnen die dem gewöhnlichen Dêvanâgari sehr ähnlichen Alphabete enthält, von ver-

schiedenen Inschriften entnommen, welche zwischen das 9te und 12te Jahrhundert gesetzt werden. Die Vergleichung dieser Alphabete bot mir zu meiner grofsen Freude die erwünschtesten Belege für meine aus dem Dêvanâgari allein gefundenen Resultate und verschafft namentlich eine Einsicht in die consonantischen Formen, die aus der heiligen Bücherschrift allein weit schwerer zu gewinnen ist, da hier das Einschliefsen in den consonantischen Rahmen die ursprünglichen Figuren oft undeutlich gemacht hat. Doch hat sich mir daraus auch die Überzeugung sehr fest gebildet, dafs wir das Dêvanâgari keineswegs als aus jenen Alphabeten herausgebildet anzusehen, und es etwa auf jene zurückzuführen haben, sondern dafs sich seine Geschichte ebenso direkt in den heiligen Büchern fortgebildet hat, wie die Sanskritsprache selbst. *Dêvanâgari* heifst diese heilige Schrift (es ist nur der erste Theil des Wortes *dêva*, Gott, deutlich: das Götter *Nâgari*) im Gegensatz zu dem *Nâgri*, womit die Cursivschrift des gemeinen Lebens bezeichnet wird; und es läfst sich erwarten, dafs man diese Schrift der Götter bei dem Abschreiben der heiligen Schriften ebenso rein und unverfälscht im Gegensatze zu den übrigen profanen Schriften zu erhalten suchte, wie man die Sanskritsprache, die vollkommene, fortwährend als die edlere und zu heiligem Gebrauche sanktionirte von dem Prâkrit, den abgeleiteten und verschieden modificirten Volksdialekten, gesondert und rein erhielt. Immer hellt die Vergleichung der verschiedenen Indischen Sprach-Dialekte auch das Sanskrit auf. Manches

mögen sie vielleicht noch ursprünglicher erhalten haben, was sich, wie im Zend, bei genauerer Betrachtung ergeben würde. Ebenso hellen bei richtiger Benutzung die verschiedenen Schriftdialekte, die man von den verschiedenen Indischen Stämmen gebraucht findet, nothwendig manches im Dêvanâgari auf; doch sind sie durchaus der Hauptsache nach nur als Ableitungen aus der heiligen Bücherschrift zu betrachten, nicht als verschiedene Stufen des Dêvanâgari selbst.

Dies lehrt z. B. augenscheinlich schon eine flüchtige Vergleichung des Vokalismus. Dieser entfernt sich schon in den ältesten Inschriften sehr von seiner ursprünglichen Bedeutung, die im Dêvanâgari noch so deutlich vorliegt. Die strenge Sonderung zwischen den ursprünglichen Lautzeichen und den vokalischen Suffixen tritt mehr zurück. Schon im Râdschulôtschan verschmelzen sie auffallend mit den Buchstabenzeichen und treten sogar in die Zeile. Aus [illegible] *b'a* wird [illegible] *b'ŭ*, und wir sehen also die beiden *u* Haken sich schon ganz verschieden gestalten und in die Reihe treten. Ebenso verlaufen alle übrigen Suffixe mehr oder weniger mit den Buchstabenfiguren. Dagegen finden wir eine andere bemerkenswerthe Erscheinung in demselben Alphabete. Der *a* Vokal, den wir im Dêvanâgari noch gar nicht geschrieben finden, so wenig wie irgend einen andern Vokal, und welcher der Natur der Sache nach nicht einmal wie die andern Vokale durch einen Haken bezeichnet zu

werden brauchte, weil die Haken eben nur die Modificationen des *a* Vokals bezeichnen, wird hier schon durch eine bestimmte Figur, durch ein kleines Quadrat, geschrieben, welches dem consonantischen Buchstaben angefügt wird, indem man meistens den obern Querstrich der Dêvanâgari-Zeichen zu einem Quadrate erweiterte. Da diese Figur schon kaum mehr ein Suffix genannt werden kann, so finden wir hier folglich schon einen bedeutenden Schritt von der Lautschrift zur Buchstabenschrift, welcher keinen Zweifel mehr lassen kann über die Abweichung dieses Schriftdialektes. Wenn sich dagegen heutzutage die gewöhnliche profane Schrift wieder dem Dêvanâgari sehr nähert, so ist dies wohl daher zu erklären, weil allmählig die Sanskritschrift, wie die Sanskritsprache, aufhört das ausschliefsliche Eigenthum der höhern Klassen zu sein und dem gewöhnlichen Leben zugänglicher wird. Dieser direktere Einflufs des Dêvanâgari auf das Nâgri thut sich in der bemerkenswerthen Erscheinung kund, dafs sich in dem heutigen Nâgri der Kaufleute und Negotianten nicht etwa wie im Râdschulôtschan die Buchstabenschrift weiter ausbildet, sondern man jetzt, wie im Hebräischen, die Vokalzeichen fast ganz ausläfst.

Um endlich noch einige Bemerkungen zu geben, die sich bei der Vergleichung dieser Alphabete zur Bestätigung des früher Gesagten aufdrängten, so ist z. B. auch im Râdschulôtschan die Übereinstimmung der 4 Nasale mit den 4 Vokalen *u*, *a*, *e*, *i* ganz auf-

fallend (s. §. 10.), nur hat sie Wilson (*Asiat. Res.* T. xv. p. 506. 507.) nach seinem Indischen Interpreten (denn die Schrift bedurfte gelehrter Entzifferung, da sie jetzt völlig aufser Gebrauch gekommen ist, ist folglich immer ein wenig unsicher) nicht richtig angeordnet. Er ordnet sie

1) guttur.
2) palat.
3) lingu.
4) dental. ,

während die Vergleichung der Vokale lehrt, dafs n. 1. aus , *i* entstanden, also dental ist, dafs n. 2. aus , *u* entstanden, folglich guttural ist, dafs n. 4. der palatine Nasal ist, weil er allein das *a* Quadrat trägt, und dafs folglich n. 3. allein richtig als lingual bezeichnet worden ist, obgleich sein Ursprung aus , *ẹ* weniger deutlich ist.

Die später hinzugekommenen Lingualen unterscheiden sich auch hier durch ihre geschweiftere Form, und wenn wir im Dêvanâgari zu unsrer Verwunderung (§. 6. not.) die unaspirirte Media ड *ḍa* der Lingualbuchstaben nach der Linken statt nach der Rechten gekehrt fanden, so finden wir hier dagegen alle vier Linguale vollkommen nach der Rechten gekehrt, wodurch freilich die Form der unaspirirten und aspirirten Media fast ganz zusammenfällt; doch haben wir vielleicht hierin gerade den Grund der Umkehrung zu suchen. Warum sich dagegen die dentale Media den jüngern Lingualen anschliefst,

darüber geben auch die übrigen Alphabete keinen Aufschlufs. Auf Tafel II. finden wir zwar eine Form, die sich vielmehr nach der Linken wendet, aber warum fehlt der Seitenstrich?

Wenn ich §. 11. die mehreren Buchstaben angehängte Schleife für unwesentlich und nur der Unterscheidung wegen zugefügt erklärte, so bestätigt sich dieses vollkommen durch die verglichenen Alphabete, indem sich für jedes dieser Zeichen ein oder das andere Alphabet findet, in welchem die Schleife fehlt, weil sich der Buchstabe durch eine andere Veränderung von dem ähnlichen unterscheidet. Namentlich scheint der untere Strich des ह, *ha*, erst spät hinzugekommen zu sein, da er sich in den meisten übrigen Alphabeten nicht findet; und auch इ *i* finden wir z. B. auf Tafel III. column. C. nur mit seinem einfachen Haken °ʖ° ohne die oberste und unterste Schleife angegeben.

Die Vermuthung §. 33., dafs der Unterscheidungsstrich, welchen das *i* in der Mitte der Wörter als Fulkrum erhält, ि erst später hinzugefügt sei, wird durch die Inschriften bestätigt, welche fast durchgängig dieses Fulkrum nicht kennen. Dagegen fehlt er nie beim *î*. Das Pâli, die gelehrte Schrift der Brahmanen auf Siam und Ceylon, welches sich überhaupt durch Consequenz und Einfachheit auszeichnet, schreibt ganz folgerichtig: [Pâli] *ta*, [Pâli] *tâ*, [Pâli] *ti*, [Pâli] *tu*.

Weit bedeutender sind die Aufschlüsse, welche diese Vergleichung für das Verständnifs der conso-

nantischen Formen ergeben, und sie würden für eine zweite Abhandlung, wie ich sie §. 64. als diesen Versuch von einer andern Seite her vervollständigend angedeutet habe, fast unentbehrlich sein.

Paris. Januar, 1834.

# Druckfehler.

S. 10. Z. 10. v. u. lies *ḍa* statt *da*
- 12. - 2. v. o. lies χόρτος statt χορτός
- 16. - 1. v. o. lies [illegible], *a*; statt [illegible], *a*;
- 16. - 8. v. o. lies wirklich statt wirlich
- 17. - 2. v. o. lies *a* [illegible] statt *a* [illegible]
- 18. - 10. v. o. lies *ks̆a* statt *k̆sa*
- 25. - 4. v. o. lies Vögel statt Kräuter
- 26. - 1. v. u. lies mufste statt müfste
- 36. - 6. v. o. lies Wörter statt Worte
- 42. not. Z. 7. v. u. lies τετύφαται statt τετύραται
- 42. not. Z. 11. v. u. lies ἐτετύφεα u. ἐτετύφειν statt ἐτετύρεα u. ἐτετύρειν
- 45. Z. 3. v. o. lies *ǵuhu* statt *guhu*
- 47. - 5. v. o. lies eben statt oben
- 48. not. 2. Z. 1. v. u. lies §. 63. statt §. 47.
- 49. Z. 15. v. u. lies den statt dem
- 60. - 6. v. o. füge nach *kamez chatuf* hinzu: genannt.
- 63. - 10. v. u. lies engere statt engern
- 85. - 7. v. u. lies Wörter statt Worte
- 94. - 10. v. o. lies das statt dafs
- 95. - 3. v. u. lies Râdschulôtschan statt Radschulotschan

---

